DAN SHOCKER's Macabros















Nr. 94

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L 750; Spanien Pts 65
Printed in Germany

Todesruf der schwarzen Hexe



Nr. 94

Todesruf der schwarzen Hexe

(Der siebte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, hat Hellmark dreizehn versiegelte Briefumschläge hinterlassen. In jedem befindet sich eine Botschaft, die für Björn schließlich eine Aufgabe enthält, welche er erfolgreich lösen muß. Nur wenn ihm das gelingt, ist es ihm gestattet, den nächsten Umschlag zu öffnen.

Diese Prozedur soll es ihm ermöglichen, nach dreizehn bestandenen Aufgaben in das Dämonenreich Rha-Ta-N'mys einzudringen und die Dämonengöttin zum Kampf zu stellen.

Sechs Wege in die Dimension des Wahnsinns hat er bereits erfolgreich hinter sich gebracht. Nun liegt der siebte vor ihm, von dem er nicht weiß, was er ihm bringt.

Es ist eine Expedition ins Ungewisse, in Gefahr und – Tod.

Er vernahm plötzlich das Geräusch. Es hörte sich an wie fernes Klagen, das stärker wurde und ihn nicht mehr losließ. Fietje Bensen hielt den Atem an, preßte die Hände gegen die Ohren und blickte mit fiebrig glänzenden Augen in die Gegend. Er stand da, als ob er den Verstand verloren hätte, weil der klagende, nervenzerfetzende Ton in jede Faser seines Körpers drang.

Fietje Bensen, fünfunddreißig, von kräftiger Statur und Seemann, stöhnte leise. Die Prophezeiung! Siedendheiß fiel ihm wieder ein, wie man ihn auf Neuseeland gewarnt hatte.

Aber er hatte nur gelacht darüber. Geister? Dämonen? Spuk? Alles Unfug! Das gab es nicht! Es gab auch keine Kräfte, die in dämonisierten Gegenständen steckten und plötzlich wirksam wurden… Sogenannte Tikis, die die Eingeborenen, die Maoris, benutzten, um Fluch und Unheil über verfeindete Familien oder ihnen verhaßte Menschen zu bringen.

Bensen hatte darüber gespottet und den Tempel der »Schwarzen Mutter«, wie die Eingeborenen eine geheimnisvolle Göttin nannten, entweiht, indem er alles darin tat, was verboten war.

Mit anderen Seeleuten hielt er ein handfestes Zechgelage ab, sie trafen sich dort mit Mädchen und feierten zum Abschied eine Party. Eine einfache Höhle, dumpf und schmutzig, war für ihn kein Tempel…

»Der Ruf der ›Schwarzen Mutter‹ wird dich erreichen«, glaubte er die wispernde Stimme des greisen Eingeborenen zu hören, der ihn vor den Folgen eindringlich gewarnt hatte. »Wo immer du auch sein wirst – du kannst dich ihm nie entziehen… du wirst ihn hören – und er wird dir deinen Tod ankündigen…«

Wie sehr hatten sie darüber gelacht! Fietje Bensen atmete tief durch und versuchte das unheimliche Geräusch zu ignorieren.

Das war kein Ruf, der aus einem abstrusen, unsichtbaren Reich oder aus seinem Innern kam – er lag in der Luft. Da konnte einer sagen, was er wollte.

Die anderen reagierten nur nicht. Er bildete sich etwas ein und mußte nur daran denken, da die warnenden Worte in seinem Unterbewußtsein verankert waren.

Einfach nicht dran denken…

Er nahm die Hände von den Ohren, setzte seinen Weg fort. Er wollte zum Hafen hinunter. In der ›Windrose‹, einer uralten Seemannskneipe, war er mit einigen Leuten verabredet. Der Aufenthalt in Hamburg, der Stadt, in der er groß geworden war, währte noch eine Nacht. Die wollte er ausnutzen. Dann ging es wieder auf große Fahrt. Diesmal hatten sie Fracht, die in Australien gelöscht wurde. Zwei komplette Wohnungseinrichtungen wurden verschifft.

Bensons Gericht verzerrte sich. Man sah ihm an, daß er litt.

Der ›Schrei‹, dieses seltsame, quälende Geräusch in seinem Innern, schwächte sich nicht ab.

Er lief auf einen Passanten zu, er konnte nicht anders.

»Hören Sie es auch?« fragte er mit belegter, matt klingender Stimme.

Der Angesprochene, ein Mann Anfang fünfzig, der die Straße überqueren wollte, blieb verwirrt stehen. »Wie bitte?«

»Ob Sie's auch hören?«

»Was soll ich hören?«

»Das Geräusch…«

»Ich höre viele Geräusche… die Luft ist voll davon…«

»Das meine ich nicht«, stieß Bensen hervor. Er sah wütend aus.

Weder sein Gesichtsausdruck noch sein Verhalten waren dazu angetan, Sympathien zu wecken.

Der Mann, den er angesprochen hatte, ließ ihn einfach stehen, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Bensen steuerte auf einen Pakistani zu, der einen Packen Zeitungen unter dem Arm trug und an der Straßenverkehrsampel darauf wartete, daß sie auf ›Rot‹ sprang. Dann bot er den Fahrern in den haltenden Autos die Zeitungen an.

Bensen kramte fünf Groschen aus seiner Hosentasche. Seine Hände zitterten. Er fühlte sich schwach und nervös.

Der Pakistani steuerte sofort auf ihn zu, als Bensen die Hand hob und damit andeutete, daß er eine Zeitung kaufen wollte.

Sie kostete dreißig Pfennig. Ohne mit der Wimper zu zucken oder danke zu sagen, steckte der Verkäufer das Geld ein.

»Hören Sie es auch?« fragte Bensen, ehe der Mann davongehen konnte.

»Was?« fragte der Zeitungsverkäufer knapp.

»Geräusch… komisches Geräusch…« Das Sprechen bereitete ihm Mühe. Das ›Rufen‹ war kaum noch zu ertragen. »Es ist furchtbar!« stieß er hervor. »Ich werde… noch verrückt… warum stellt denn keiner diesen schrillen… Alarm ab…« Seine Stimme überschlug sich plötzlich. Er glaubte, die unheimliche, alles übertönende Stimme, die er hörte, noch an Lautstärke überbieten zu müssen.

»Nun, so laut, daß Sie mich anbrüllen müssen, ist es ja nun auch wieder nicht…« Der Pakistani glaubte, er hätte es mit einem Betrunkenen zu tun, wollte sich abwenden und davongehen.

Bensen schwankte wie ein Schilfrohr im Wind.

Die Stimme war überall. Sie schien aus jeder Pore seines Körpers zu kommen!

»Helfen… Sie mir… bitte, das… geht nicht mit… rechten Dingen zu… ich…« röchelte Bensen.

Er verkrampfte sich.

Alles, was er in Neuseeland in dem Eingeborenen-Dorf erlebt hatte, erstand in grellen, lebhaften Bildern vor seinem geistigen Auge.

»Trinken Sie das nächste Mal etwas weniger«, bekam er zu hören. »Dann geht's Ihnen auch wieder besser…«

Gurgelnd brach Fietje Bensen zusammen.

Er glaubte, der Kopf würde ihm zerspringen. Ein einziges, schrilles Kreischen, das jetzt aus ihm brach, hallte über die Straße und ließ auch dem Zeitungsverkäufer eine Gänsehaut über den Rücken laufen.

Bensen sah nicht mehr die in Schreck erstarrende Miene des Pakistani.

Er war bereits tot, als er den Boden berührte…

*

Dem Ausländer klappte der Unterkiefer herunter.

Die Tatsache, daß der Mann am Boden sich nicht mehr rührte, war schon schlimm genug, aber es traten noch zwei Phänomene auf, die ihn derart verwirrten, daß er nicht mehr wußte, was er tat.

Der am Boden liegende Körper war im nächsten Moment in einen schwarzen Nebel gehüllt.

Die zerfließende, wabernde Substanz stieg urplötzlich und blitzschnell steil auf wie die Fontäne eines ausbrechenden Geysirs und bildete eine Gestalt.

Sie war schwarz, und ein leises, röchelndes Geräusch begleitete ihre Materialisation.

Eine Frau! Groß, schlank, Kurven überall da, wo sie sein mußten… Die Erscheinung war die dreidimensionale Scherenschnitt-Silhouette einer weiblichen Person. Einzelheiten wie Augen, Gesichtszüge, Mund und Nase – konnte der Pakistani nicht erkennen.

Die schwarze Gestalt machte eine drohende Gebärde und verschwand genau so schnell und gespenstisch, wie sie aufgetaucht war.

Die schwarze Hand berührte die schlaffen, fahlen Finger des toten Seemanns.

Und Fietje Bensen verschwand…

*

Der Kehle des Beobachters entrann ein gequältes Stöhnen.

Der Pakistani starrte auf die leere Stelle, ließ mit leisem Aufschrei seine Zeitungen fallen und wirbelte herum.

Wie von Furien gehetzt lief er die schmale Straße entlang. Hinter ihm blendeten die Scheinwerfer eines Autos auf, tauchten seine Gestalt in gleißende Helligkeit, und er kam sich vor wie ein

Verbrecher, der fliehen mußte.

Ein grauenvoller Gedanke stieg in ihm auf.

Er hatte bei dem Toten gestanden. Man würde ihn vielleicht mit dem Ableben des Seemanns in Verbindung bringen… Unsinn! verbesserte er sich im stillen selbst. Das geht nicht! Der Tote ist nicht mehr da, ist unsichtbar… ein Satan hat ihn in die Hölle geholt.

Seltsam, daß er die schwarze Gestalt mit dem Teufel in Verbindung brachte…

Sumo kannte sich im Hafenviertel gut aus. Jede Kneipe war ihm vertraut, jede Absteige. Hier bot er nicht nur regelmäßig seine Zeitungen an, hier verjubelte er auch die Pfennige wieder, die er verdiente. Ein Glas Whisky, öfter ein Kognak oder ein Schnaps, den Hunger stillte eine Bratwurst oder eine Bulette, für das Gefühlleben waren die leichten Mädchen da, die einem die Stunden, in denen er keine Zeitungen austrug, versüßten…

Besonders bei einer von ihnen, bei Lilo, fand er auch immer einen Platz zum Schlafen. Er selbst hatte keinen festen Wohnsitz.

Sumo ertappte sich dabei, daß er automatisch den Weg eingeschlagen hatte, der zu Lilo führte.

Aber was wollte er dort jetzt – so früh? Lilo war auf Kundenfang aus, und sie hatte ihm angeboten, nur in einem wirklichen Notfall aufzutauchen. Sie hatte ihm verweigert, über Nacht zu bleiben, auch wenn er kein Geld hatte. Das tat sie aber nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit. Von Fall zu Fall – der Termin wurde ihm immer kurzfristig mitgeteilt – mußte er kleine fertige Päckchen übernehmen und an Leute weitergeben, die beim Kauf einer Zeitung danach fragten. Lilo hatte noch einen lukrativen Nebenverdienst. Sie vertrieb Stoff. Für einen Dunkelmann, der es verständlicherweise vorzog, im Hintergrund zu bleiben.

Sumo wußte, daß er dadurch mit dem Gesetz in Konflikt geriet. Aber die Bequemlichkeit, die Lilo ihm von Fall zu Fall bot, wog das Risiko seiner Meinung nach auf.

Er fragte nicht, war nichts weiter als ein Rädchen in einem riesigen Getriebe und hoffte auf Dummheit und Glücklosigkeit der Polizei. Und wenn sie ihn ertappten, konnte ihm seiner Meinung nach nicht viel passieren. Er war ein kleiner Dealer.

Allerlei ungereimtes Zeug ging ihm durch den Kopf.

Der Pakistani verlangsamte seine Gangart, als er merkte, daß niemand mehr hinter ihm herkam. Der Autofahrer hatte längst abgedreht und war in einer der verrufenen Straßen verschwunden, wo die Mädchen halbnackt in Hauseingängen auf den nächsten Freier warteten, wo rote Lichter in den Fenster bestimmte Unterkünfte signalisierten.

Wieso war ihm niemand gefolgt? Er wunderte sich darüber und

kam erst jetzt zum Reflektieren.

Der Vorfall war zu ungewöhnlich gewesen, als daß man ihn hätte übersehen können. Aber es sah ganz so aus, als wäre nur er Zeuge des unheimlichen, mysteriösen Sterbevorganges geworden. Aber – das war doch ganz unmöglich!

Hatte er sich alles nur eingebildet – oder wurde er verrückt?

Er blieb stehen und atmete tief durch. Der auffrischende Wind vom Hafen trieb feuchte, kühle Luft in die Stadt und fächelte seine erhitzte Stirn.

Er trank in der letzten Zeit sehr viel. Vielleicht hing es damit zusammen? Er sah und hörte schon Dinge, die es nicht gab…

Unwillkürlich warf er einen Blick auf seine Hände. Leer… die Zeitungen waren wirklich nicht da.

Er gab sich einen Ruck und lief den Weg zurück, den er gekommen war.

Da vorn, mitten auf der Straße und am Bürgersteigrand, lagen die Zeitungen.

Autos waren inzwischen über das Papier hinweggefahren. Ein Großteil der Druckerzeugnisse konnte er zusammenknüllen und in den nächsten Mülleimer werfen.

Sumo legte die Blätter, die zu retten waren, akkurat zu einem Stoß zusammen.

Niemand kümmerte sich um ihn, niemand sprach ihn an.

Sein Blick ging immer wieder zu der Stelle, wo der Seemann gestorben und verschwunden war.

Sumo pflückte die letzten Zeitungen vom Straßenrand.

Und da fand er etwas…

Es war etwa zehn Zentimeter groß, flach und stellte offensichtlich ein Götzenabbild dar, das aus einem mattglänzenden, schwarzen Stein bestand.

Die Figur hatte weibliche Formen. Das Bild zeigte eine nackte Frau mit kleinen, spitzen Brüsten.

Sumo schluckte.

Die Statue erinnerte ihn auf frappierende Weise an die Silhouetten-Erscheinung, die den Toten mitgenommen hatte…

*

Vor dem Hotel ›Imperial‹ in Manchester hielt das Taxi.

In dem Wagen saßen außer dem Fahrer zwei Personen. Ein Paar, gut gekleidet, er etwa Mitte dreißig, sie um einige Jahre jünger.

Der Mann zückte die Brieftasche, als der Wagen stoppte, zahlte den Fahrpreis und legte ein fettes Trinkgeld dazu. Die Großzügigkeit des Fahrgastes verwunderte den Chauffeur, aber er sagte

verständlicherweise nichts. Er hatte nichts Außergewöhnliches getan. Nicht mal das Gepäck hatte er im Kofferraum zu verstauen brauchen. Seine Gäste hatten bis auf einen Kroko-Handkoffer nichts weiter mitgebracht. Am Flugplatz hatte sich herausgestellt, daß das Reisegepäck des Ehepaares falsch geleitet worden war. Die Koffer befanden sich in einer anderen Maschine und waren nicht angekommen. Und den Handkoffer hatte der Mann selbst die ganze Zeit auf seinem Schoß gehabt, er hatte das Gepäckstück gehütet wie seinen Augapfel.

Wenn man täglich fremde Menschen chauffierte, kriegte man aus Kleinigkeiten eine ganze Menge über ihre Wesensart und ihr Verhalten mit.

Das Paar war weitgereist und weltoffen.

Beide sprachen kultiviert miteinander, ihr Auftreten war das von Menschen, die in einem Hotel wie dem ›Imperial‹ abstiegen.

Der Fahrer konnte besonders den Blick nicht von der Frau wenden, als sie neben ihrem Mann die Treppe zum Eingang hochstieg.

Die Blondine war eine Klasse für sich. Blauäugig, braungebrannt schritt sie mit ihren langen Beinen hüftschwingend nach oben.

Nicht nur der Taxichauffeur beobachtete das Paar. Da war noch jemand.

Ein Mann und eine Frau… er groß, breitschultrig, glatzköpfig, seine Haut bronzefarben. Der Mann war Inder. Neben ihm saß eine sehr junge, dunkelhaarige Frau, mit der ihn seit geraumer Zeit mehr verband als nur Freundschaft. Sie war Französin, sah aus wie eine Zwanzigjährige – und war doch eine Reihe von Jahren älter. Aber das sah man ihr nicht an. Aufgrund eines magischen Kontraktes zwischen dem Comte de Noir und der Dämonengattin Rha-Ta-N'my war der hübschen Französin ewige Jugend gewährleistet. Dafür verpflichtete ihr Vater sich, seine Tochter in die Geheimnisse der schwarzen Magie einzuweisen und Rha-Ta-N'my zu Willen zu sein. Doch der Comte selbst versuchte die Macht der Dämonengöttin zu unterlaufen, um seiner Tochter ein ungewisses, aber schreckliches Schicksal trotz aller Jugendlichkeit zu ersparen.

Er wiedersetzte sich den Forderungen Rha-Ta-N'mys, die seine Person betrafen – und erntete die Strafe. Seine Tochter war eine Zeitlang in ihrem Wollen und Wünschen hin- und hergerissen. In der Gestalt Björn Hellmarks, in den sie sich anfangs verliebte, begegnete ihr das Schicksal. Durch die Liebe kam etwas in ihr Herz, das auch sie veranlaßte, Rha-Ta-N'my die Stirn zu bieten. Die Dämonengöttin rächte sich bitter an ihr, konnte aber Danielle de Barteaulieés Aussehen nicht verändern. Die Französin weilte seit einiger Zeit auf der unsichtbaren Insel Marlos, war dort sicher vor dem Zugriff dämonischer Mächte und finsterer Rächer, die sie auslöschen wollten.

Denn die Fähigkeiten, die ihr von Dämonenseite zugesichert und verliehen worden waren, konnten nicht rückgängig gemacht werden. Danielle drehte den Spieß um. Sie benutzte von Stunde an ihre Anlagen nicht mehr gegen die Menschen, sondern für ihre Belange. Sie war eine weiße Hexe. Durch die Begegnung mit Hellmark und ihre Abkehr von der Dämonenbrut waren ihre übernatürlichen Fähigkeiten blasser geworden, und manchmal hatte sie das Gefühl, sie ganz zu verlieren. Doch darüber hatte sie mit den Freunden noch nicht gesprochen.

Rani Mahay – niemand anders als er war der Mann mit der Prachtglatze – und Danielle de Barteaulieé hielten sich nicht grundlos in Manchester und gerade in diesem Bezirk vor dem Eingang des Hotels auf.

Sie hatten einen Auftrag Björn Hellmarks.

Der Herr von Marlos war auf der Spur der Schwarzen Hexe. Die versiegelte Botschaft seines verstorbenen Freundes Ak Nafuur enthielt den Auftrag, die Schwarze Hexe zu entlarven.

Ihre unbestreitbare Existenz verursachte Leid, Angst und Tod. Unheimliche Rituale und grauenvolle Morde gingen auf ihr Konto. Das behauptete Ak Nafuur. Er selbst hatte noch zu seinen Lebzeiten versucht, der Schwarzen Hexe die Maske vom Gesicht zu reißen. Es war ihm nicht mehr gelungen. Niemand kannte die Schwarze Hexe. Sie war in den Analen der Dämonengeschichte nicht verzeichnet, und doch war sie eine Dämonin, eine, die mitten unter den Menschen lebte und ihre Identität geschickt bewahrte…

Björn Hellmark hatte alle Helfer eingeschaltet, um eine Spur zur Schwarzen Hexe zu finden. Sein Auftrag lautete, sie zu entlarven und zu töten. Nur dann gab es eine Chance, der schrecklichen Dämonengöttin einen Schritt näherzukommen.

Björn und seine Freunde hatten in den vergangenen Tagen kaum ein Auge geschlossen. Sie waren unermüdlich allen – auch den kleinsten – Hinweisen nachgegangen, in der eine schwarze Gestalt irgendeine Rolle spielte.

Mit ›schwarzen Gestalten‹ – den mysteriösen ›Männern in Schwarz‹ – hatten sie bereits zu tun. Rani war ihnen mal mit knapper Not entkommen. Sie spielten eine recht undurchsichtige Rolle im Kräftespiel zwischen Mensch und Dämon. Sie waren keine Dämonen, soviel stand fest. Aber sie waren den Menschen dieser Erde, wo immer sie auftraten, nicht gut gesonnen. Sie schreckten vor Mord und Totschlag nicht zurück. Waren sie Fremde von einem anderen Stern oder waren sie aus einer anderen Dimension gekommen? Gab es zwischen ihnen und der schwarzen Hexe einen Zusammenhang? Was für eine Rolle spielte sie überhaupt? Wer war sie, wie verbarg sie sich? Alle diese Fragen mußten geklärt werden, um Hellmarks

geheimnisvollen Auftrag zu erfüllen.

Und so wurden seit einigen Tagen in verschiedenen Teilen der Welt Menschen von Marlos-Bürgern beobachtet, die nichts davon ahnten.

Camilla Davies und Alan Kennan waren unterwegs, Pepe, Carminia Brado und Björn Hellmark, Tina Moreno und Anka Sörgensen-Belman. Selbst Arson, der Mann mit der Silberhaut, und Jim, der Guuf, der Junge mit dem Dämonengesicht, der jedoch alles andere als ein Dämon war, befanden sich im Einsatz. Durch ihr auffallendes Äußeres waren sie so eingeteilt, daß sie sich in Ländern aufhielten, in denen bereits Nacht herrschte, um nicht noch zusätzliche Aufregungen durch Unbeteiligte zu provozieren.

Die entscheidenden Hinweise, welche Personen bereits Erlebnisse mit der ›schwarzen Gestalt‹ hatten, waren aus der Redaktion der Zeitschrift ›Amazing Tales‹ gekommen.

Richard Patrick, Hellmark persönlicher Freund, besaß alle Unterlagen über solche Fälle in seinem Archiv. Inwieweit sie jedoch der Wahrheit entsprachen oder nur auf unbestätigte Meldungen zurückgingen, weil jemand sich wichtig machen wollte, das wußte niemand.

So blieb Björn Hellmark und seinen Helfern nichts anderes übrig, als auf gut Glück die Spuren der Schwarzen Hexe zu suchen. Ob etwas dabei herauskam, stand in den Sternen…

Die Wahrscheinlichkeit, daß auch durch diese Beobachtung nichts herauskam, war groß. Daran mußte Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, in dieser Minute denken.

Seit drei Tagen beobachteten sie Personen, die in der Liste Richard Patricks ganz oben rangierten.

Dazu gehörte auch Will Bardon und seine Frau Barbara.

Das Forscherehepaar interessierte sich für Sitten und kultische Bräuche in aller Welt. Bardon hatte ein Buch herausgegeben, in dem er auf die Naturreligionen der Eingeborenen in der Welt einging, auf ihr Verhältnis zu Göttern und Dämonen, die sie sich selbst geschaffen hatten und die doch – so jedenfalls behauptete Bardon in seinem Werk – in einigen Fällen ihr Vorbild in einer wirklich existierenden Gestalt hatten. Dies genau herauszufinden und wissenschaftlich zu untermauern, hatte Will Bardon sich vorgenommen. Seine Frau, die jeden seiner Schritte begleitete, war gleichzeitig seine wertvollste und fleißigste Mitarbeiterin. Sie schrieb die Arbeitsberichte, führte seine Korrespondenz und tippte seine Manuskripte.

Will Bardon war ein Globetrotter, der kaum noch in der Öffentlichkeit auftrat. Ständig hielt er sich an einem unzugänglichen Ort auf, *wo* es weder Telefon, Fernsehen noch Reporter gab.

Er war am Amazonas oder auf der Insel Borneo, auf den Galapagos

oder in Neuseeland. Barton selbst hatte – trotz seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Magie und Okkultismus primitiver Stämme – nie geschrieben, daß er ein Erlebnis mit einer ›schwarzen Gestalt‹ gehabt hätte. Dennoch machte ein Faktor den Wissenschaftler, der nicht wie ein trockener Gelehrter aussah, und seine Frau interessant.

In weinseliger Laune sollte Will Bardon seinem Freund gegenüber mal ein Erlebnis berichtet haben, von ’dem er damals behauptete, es entspräche der Wahrheit! Er selbst sei an den Vorgängen beteiligt gewesen. Dieser Freund -Mitarbeiter einer großen Wochenzeitung – hatte nichts Eiligeres zu tun als das unter dem Siegel der Verschwiegenheit gegebene ›Interview‹ weiterzuerzählen. Eine tolle Story war dabei herausgekommen.

Danach sollte Will Bardon allen Ernstes behauptet haben, daß er eine Person kenne, die nicht von dieser Erde und schwarz sei, schwarz wie ein Schatten…

Diese Person lebe irgendwo auf der Welt, an einem unbekannten Ort, und könne doch jederzeit jeden beliebigen Punkt der Erde erreichen. Diese Person sei – eine Zauberin und schwarz wie die Nacht, und wer ihren Ruf höre, der sei verloren.

Er, Bardon, versuche mit seiner Frau, dieser Legende auf den Grund zu gehen. In veränderter Form, kaum wiederzuerkennen, kehre diese Legende auch in anderen Mythen wieder. Man müsse allerdings viel Ballast über Bord werfen und die verschnörkelten Umschreibungen entfernen, um an den Kern der Sache zu kommen.

Wenn dieser wahre Kern zum Vorschein komme, dann sei es auch kein Problem mehr für ihn, den Ort des Verstecks ausfindig zu machen, wo die ›schwarze Frau‹ sich aufhalte.

Er hätte den Schlüssel in der Hand, sobald es soweit sei. Allerdings könne er diese unheimliche Tatsache nicht veröffentlichen, um wilden und gefährlichen Spekulationen vorzubeugen.

Wieder nüchtern, kam ihm die tollkühne Story zwei Tage später unter die Augen, und er glaubte derselben nicht.

Er wiederrief alles und behauptete, daß sein Reporter-Freund im Rausch diese ›Ente‹ entwickelt und in die Welt gesetzt habe. Er selbst hätte mit diesem Märchen nicht das geringste zu tun…

Das glaubte man ihm, denn die Story war auch zu phantastisch.

Es gab eben immer wieder Menschen, die sich mit dem wirklichen Leben, das phantastisch genug war, nicht zufrieden gaben. Sie sogen sich allerlei dummes Zeug aus den Fingern und erfanden Sensationen, um die Masse in Aufregung und Neugier zu versetzen.

Aber jetzt, nach der siebten Botschaft Ak Nafuurs, erschien diese Zeitungsente in einem ganz anderen Licht. Während Rani und Danielle herausfanden, wann das Ehepaar Bardon in Manchester eintraf,

recherchierten Björn Hellmark und Carminia Brado einige tausend Meilen weiter westlich.

Der Reporter, der seinerzeit die Geschichte angeblich erfunden hatte, lebte nicht mehr in Großbritannien. Es war von diesem Mann bekannt, daß er – ähnlich wie Will Bardon und seine Frau – Abenteuerblut in seinen Adern hatte. Bill Redgrave – so hieß er – sollte sich irgendwo im fernen und kalten Alaska aufhalten. Sein Ehrgeiz war es, wie durch Richard Patrick mit einiger Sicherheit zu erfahren war, den Spuren des Königs der Abenteurer, Jack London, zu folgen. Redgraves Ehrgeiz war es, den Weg zu Fuß zu gehen, quer durch die Schneewüste Alaskas, den zigtausende gegangen waren, dem Ruf des Goldes folgend. Alaska, Yukon und Dawson City, berühmte Stationen im Leben des Abenteurers, waren auch die Stationen Redgraves.

Vor drei Jahren hatte er England verlassen. Seitdem wußte man nichts mehr über sein Schicksal. Bemerkenswert war allerdings, daß nach dieser weinseligen Nacht Redgraves Wege und die seines Freundes Bardon sich nie wieder gekreuzt hatten. Diese Information stammte ebenfalls von Richard Patrick, der dank eines riesigen, in aller Welt verbreiteten Mitarbeiterstabs jederzeit mit Nachrichten versorgt wurde.

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé standen in der Dämmerung. Hinter einem Kastenwagen mit der Aufschrift »DONALDS SANDWICHES« bot sich ihnen ein ausgezeichneter Beobachtungsplatz, ohne daß sie selbst gesehen wurden.

Sie hielten sich genau an die Absprachen, die getroffen worden waren.

Obwohl scheinbar kein Grund dafür bestand, verhielten sie sich äußerst vorsichtig. Hellmark hatte ihnen diese Vorsicht eingeimpft. Sie wußten nichts über die Macht und den Einfluß der ›Schwarzen Hexe‹ in dieser Welt Hellmark ging zunächst davon aus, daß alle Menschen, die auf irgendeine Weise mit der ›Schwarzen Hexe‹ schon zu tun hatten, verändert waren. Ak Nafuur hatte dies in seiner siebten Botschaft angedeutet, ohne allerdings den Beweis dafür in Händen zu halten.

Da niemand wußte, welche Gefahr eventuell von jenen ausging, die etwas von ihr wußten, war Vorsicht angebracht. In diesem Stadium der Entwicklung wollte Hellmark so wenig wie möglich riskieren, keinen seiner Freunde verlieren, auf deren Hilfe und Unterstützung er angewiesen war.

Bardon und seine schöne Frau durchquerten die feudale Empfangshalle des ›Imperial‹. An der Rezeption meldeten sie sich an. Der Boy war enttäuscht, daß das Paar kein Gepäck bei sich hatte.

Will Bardon erledigte die notwendigen Formalitäten, bekam den

Zimmerschlüssel ausgehändigt und verschwand gleich darauf in dem mahagoniverkleideten Lift, der sie nach oben trug.

»So«, sagte Rani Mahay nach einer langen Zeit des Schweigens. »Jetzt wird's ernst. Mal sehen, ob mir die Bardons meine Rolle abnehmen… sitzt meine Krawatte, ist der Hemdkragen noch glatt? Ich komme mir vor, wie in eine Ritterrüstung eingeklemmt. Hemd und Krawatte – ich weiß gar nicht, wie lange das schon her ist, seitdem ich so etwas getragen habe…«

In der Tat wirkte der Inder wie ein Mann von Welt. Die khakifarbene Hose hatte er vertauscht mit einem dunkelblauen Anzug. Das weiße Hemd stach ab von seiner bronzefarbenen Haut. Die Krawatte zeigte dezente Streifen. Rani trug außerdem einen flachen Aktenkoffer bei sich.

»Du siehst aus wie ein seriöser Geschäftsmann«, sagte die junge Französin mit dem Anflug eines Lächelns. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Bardon dich nicht empfangen wird…«

»Wenn's bei ihm nicht klappt, versuch' ich's bei seiner Frau.«

»Untersteh' dich!« wurde er gewarnt. In Danielles Augen blitzte es.

»Oh, eifersüchtig?« fragte der Inder mit frommem Augenaufschlag überrascht.

»Sehr… Wenn du sie ansiehst, kratz' ich dir die Augen aus…« Danielle de Barteaulieé zog die Oberlippen in die Höhe und fletschte die Zähne. Sie gab ein leises Fauchen von sich.

»Schlimmer als Chitra. Die hatte ich wenigstens unter Kontrolle. Dabei war sie ein richtiges Raubtier«, spielte der Koloß von Bhutan auf die Tigerkatze an, die ihn einige Jahre seines Lebens begleitete. Mahay war mit der Tigerin als Zirkusattraktion aufgetreten, ehe er zu Hellmark stieß. In jener Zeit ließ sich Rani in offener Manege mit seinen ungezähmten Raubkatzen sehen und hielt sie mit seinem Willen unter Kontrolle. Der Nervenkitzel für jene, die das miterleben konnten, war einmalig. Eine solche Attraktion wie Mahay und seine wilden Tiere hatte es nie wieder gegeben.

»Vielleicht bin ich ihre Reinkarnation«, erwiderte Danielle. »Ich habe Krallen und Samtpfoten…«

Mahay lächelte flüchtig, streichelte ihr über das Haar und löste sich dann aus dem Schatten hinter dem Kastenwagen.

»Half die Augen offen, falls irgend etwas sein sollte«, erinnerte er sie. »Und wenn was schief geht, dann zauberst du einen großen schwarzen Vogel herbei, der mich auf seinen Schwingen davonträgt…«

»Die Farbe ›Schwarz‹ scheint es dir angetan zu haben, Rani. Warum ausgerechnet schwarz? Einen weißen oder rosa Vogel kann ich mir besser vorstellen.«

»Keine Experimente, kleine Hexe! Weiß und rosa oder süßlila und

himmelblau… das mag zwar alles recht lustig aussehen. Aber wenn’s dunkel ist, dann fällt eben ein schwarzer Vogel am wenigstens auf.«

Er überquerte den Parkplatz.

Danielle sah dem Freund nach, wie er die hellerleuchtete Empfangshalle betrat. Groß und breitschultrig, hochaufgerichtet ging Rani auf den Concierge zu.

»Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß Mister Bardon und seine Frau sich heute hier im Hotel aufhalten, Sir. Würden Sie mir bitte sagen, in welchem Zimmer das Paar wohnt? Ich möchte es mit meinem Besuch überraschen…«

Der Concierge legte nachdenklich die Stirn in Falten. »Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen, Sir? Ich teile Missis und Mister Bardon dann Ihre Ankunft mit…«

»Aber dann ist die ganze Überraschung zum Teufel…«

»Tut mir leid, Sir. Mister Bardon hat extra darum gebeten, ihn zu informieren, wenn jemand nach ihm fragen sollte.«

»Das gilt natürlich für Fremde, aber nicht für Freunde.«

»Woher, Sir, kann ich wissen, ob Sie für Mister Bardon ein Fremder – oder ein Freund sind?«

»Da haben Sie auch wieder recht«, knurrte Rani.

»Ihren Namen, Sir?«

»Redgrave, Bill Redgrave…«, sagte der Inder wie aus der Pistole geschossen. Die Ausrede mußte sitzen.

Es war dringend notwendig, mit Bardon ein Gespräch herbeizuführen. Wenn sie sich erst mal gegenüberstanden, war schon ein Anfang gemacht. Dann kam alles andere wie von selbst.

Er hätte durch seine spezielle Fähigkeit, die er auf Marlos erworben hatte, in das Hotelzimmer teleportieren können, in dem Bardon und seine Frau untergebracht war. Doch das war nicht die richtige Art, das Vertrauen eines völlig fremden Menschen zu erwerben…

»Einen Moment bitte, Sir«, sagte der Concierge und griff nach dem Telefonhörer. Er wählte die Nummer und wartete, bis sich am anderen Ende der Strippe jemand meldete.

Dann sagte er sein Sprüchlein herunter.

»Ein Mister Redgrave möchte Sie gern sprechen, Sir…«

Rani Mahay war erregt. Er war in eine Situation geraten, mit der er ursprünglich nicht gerechnet hatte. Wie würde Bardon reagieren, wenn sich ein Mensch, der ihm ganz offensichtlich seit jenen fraglichen Tagen verhaßt sein mußte, plötzlich wieder meldete?

»Ja, Sir, ist gut… Vielen Dank!« Der Concierge legte auf und wandte sich an den Inder. »Er erwartet Sie gern, Sir. Vierte Etage, Zimmer zwölf.«

*

Will Bardon blickte seine Frau an.

»Redgrave hat sich gemeldet«, sagte er mit schwerer Stimme. Seine Hand lag noch auf dem Telefonhörer.

»Das ist unmöglich!« Seine Frau Barbara stand wie versteinert.

Will Bardon zuckte bloß die Achseln. Sein Gesicht war grau geworden, und er wirkte plötzlich älter, als er in Wirklichkeit war. Der flache Handkoffer aus Krokodilleder lag auf dem Doppelbett.

Er war mit einem Kombinationsschloß gesichert.

Der Koffer war mit dunkelroter Seide ausgefüttert. Unter einem schwarzen Tuch lagen mehrere Gegenstände. Als Bardon das Tuch wegnahm, wurden winzige schwarze Knöchel sichtbar, die aus dem Finger eines Menschen stammten.

Die Knochen waren in einer bestimmten Formation gelegt. Sie stellten ein kugelrundes Mondgesicht dar, aus dem links und rechts flügelähnliche Auswüchse ragten.

Bardon schloß die Augen und legte seine Hand dann so in den Koffer, daß sie die Fingerknochen bedeckte…

*

Von der Rezeption aus konnte der Concierge sehen, wie der Mann, der sich Bill Redgrave nannte, auf den Lift wartete und ihn dann betrat. Niemand sonst ging mit hinein.

Die Aufzugstür schloß sich.

Durch das Glas konnte Rani Mahay gerade noch sehen, wie ein Kellner mit einem silbernen Tablett die Halle durchquerte und Getränke zu einigen Gästen brachte, die in einer gemütlichen Ecke bei gedämpften Licht zusammensaßen und sich unterhielten.

In diesem Moment nahm sich der Inder vor, zusammen mit Danielle noch einen Drink an der Bar zu nehmen.

Der Lift setzte sich nach oben in Bewegung.

An der Leuchtanzeige über der Tür konnte der Concierge sehen, daß der Aufzug durchfuhr bis in die vierte Etage.

Er hielt zwischendurch nicht, niemand betrat oder verließ den Lift.

Als er in der vierten Etage stehen blieb, ging der Concierge davon aus, daß der Besucher namens Bill Redgrave den Lift verließ…

Das war nicht der Fall.

Automatisch glitt die Tür seitwärts und gab den Blick in das Innere des Lifts frei.

Niemand kam heraus, weil niemand mehr im Lift war.

Rani Mahay war spurlos verschwunden.

*

Sumo, der Pakistani, irrte durch die Straßen.

Ohne seine Zeitungen anzubieten, verkaufte er noch drei Exemplare. Er war überhaupt nicht daran interessiert, irgendein Geschäft zu machen.

Er steckte voller Unruhe. Seine Gedanken kreisten ständig um ein und dieselbe Sache, ohne daß sich eine Lösung anbot.

War es Zufall, daß ihn der fremde Seemann angesprochen hatte? Oder war er gezielt ausgesucht worden?

Die verrücktesten Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Er war abergläubisch, und so berührte ihn auch der Besitz der kleinen Maske aus schwarzem Stein eigenartig. Ständig fühlte er in seiner Tasche nach, ob sie auch noch darin steckte. Wie Feuer brannte der seltsame Gegenstand unter seinen Fingern.

Er fragte sich, ob es sich um ein okkultes, ein magisches Objekt handelte, auf das die seltsamen Vorfälle zurückgingen.

Wie in Hypnose erreichte er schließlich die Straße, in der die Bars, Kabaretts und Spielautomaten-Salons standen. Alle Lichter brannten. Bunte, wirbelnde Lichter schimmerten auf dem feuchten Pflaster und spiegelten sich in den dunklen Fenstern.

Das Haus an der Ecke, etwas nach vorn gebaut, war Sumos Ziel.

Die Mädchen in hautengen Röcken, die gerade das Gesäß abschlossen, und aufgeknöpften Blusen, standen am Straßenrand oder an die Hauswand gelehnt und warteten auf Freier.

Autos parkten in der Straße, viele Männer – Deutsche und Ausländer – waren zu sehen. Sie gingen in die Bars, standen bei den Mädchen oder blickten sich nur neugierig oder suchend um.

Sumo war so in Gedanken, daß er einen Passanten anrempelte.

In einem düsteren Hauseingang lag auf dem Boden ein Betrunkener. Das war George. Noch ehe es richtig Abend wurde, hatte er sich schon vollaufen lassen. Hier in der Straße war Tag für Tag das gleiche Bild. Sumo verkehrte so oft hier, daß ihm einzelne Gesichter schon vertraut waren. Er achtete schon nicht mehr auf sie und das Treiben ringsum.

Lilo, rothaarig, drall, mit einem Superbusen und strammen Po lehnte lässig am Pfosten neben dem Portal des Eckhauses, in dem sie ihr »Apartment« hatte.

Sie hielt eine gerade angerauchte Zigarette zwischen den Fingern und spielte gedankenverloren mit ihr, während sie Ausschau nach einem Freier hielt und auch die Männer ansprach, die an ihr vorüberkamen.

Dann erblickte sie Sumo. Sie zwinkerte mit den Lidern, daß zu befürchten war, der dickaufgetragene Lidschatten und das blaue

Augen-Make-up würden abfallen.

»Sumo!« stöhnte sie und warf die angerauchte Zigarette vor sich auf den feuchten Boden, wo die Glut zischend verlöschte. »Alter Zeitungsboy…« Das sagte sie immer zu ihm. »Was machst du denn jetzt schon hier? Floriert das Geschäft heute nicht? Dann geht's dir wir mir. Die Kerle beißen nicht an und haben keine Kröten mehr so kurz vor dem ersten… Ich glaube, ich geb's für heute auf. Was ist los, Kleiner? Ist dir 'ne Laus über die Leber gelaufen, weil du so komisch aussiehst?«

»Komisch? Wieso?«

Sie zuckte die nackten Schultern. »Das frag' ich dich ja eben… Du siehst so ernst aus.«

»Erschrocken, meinst du…«

»So kann man's auch nennen.« Ihre Augen wurden einen Moment zu schmalen Schlitzen. »Ärger gehabt?« fragte sie plötzlich leise, und Sumo wußte genau, worauf sie anspielte.

»Nein. Nicht mit der Polizei. Du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst. – Ich hatte ein Erlebnis…«

»Wie soll ich das nun wieder verstehen?«

»Wenn du mehr darüber wissen willst, laß' uns 'raufgehen. Hier unten möchte ich nicht gern darüber reden,… Außerdem brauch' ich 'nen Kognak, Lilo… Die Sache ist mir auf den Magen geschlagen…«

»Okay. Ist ja sowieso nichts los,… Außerdem kann ich's ja später noch mal versuchen…«

Sie machte auf ihren hochhackigen Pumps kehrt und stieß die Haustür auf.

Der Korridor war dunkel und muffig. Die Wände konnten einen neuen Anstrich vertragen, das Treppengeländer war wackelig, und man riskierte einen Sturz in die Tiefe, wenn man dagegenfiel.

Lilos Stöckelabsätze verursachten lautes Hallen in dem langen, düsteren Korridor.

Links und rechts neben den Sandsteinstufen, die in den Flur führten, mündeten zwei dunkelbraun gestrichene Türen. Auf der linken stand mit roter Farbe das Wort »Bar«, auf der rechten »Privat«.

Jenseits beider Türen herrschte Betrieb. Man hörte Stimmen, Musik, Lachen, Gläserklirren…

Das Paar ging über die Treppe nach oben.

In der ersten Etage öffnete sich eine der hinteren Türen und eine platinblonde, jugendliche Gunstgewerblerin tauchte auf, an deren Seite ein älterer, seriös wirkender Herr mit grauem Haar, gepflegt gekleidet, schritt.

Lilos Apartment lag in der vierten Etage. Sumo hätte am liebsten den Lift benutzt, doch der war schon seit drei Wochen defekt. Der Hauswirt hatte zwar versprochen, die Reparatur durchführen zu

lassen, aber bisher war es auch bei diesem Versprechen geblieben.

Lilos Apartment bestand aus einem winzigen Bad, einer Küche, die sehr geräumig war und in der deshalb hinter einem geblümten Vorhang versteckt ein Notbett stehen konnte, und einem großen Zimmer, in dem ein breites Bett dominierend war. Moderne Möbel, hell und freundlich, bestimmten die Einrichtung. Bilder, die romantische Landschaften zeigten, hingen an den Wänden. Auf den hellen Regalen standen Nippsachen und Stofftiere.

Links neben dem Fenster war eine wohlbestückte Bar.

Sumo bediente sich sofort nach dem Eintritt, während Lilo als erstes damit befaßt war, die unbequemen Schuhe abzustreifen und sich aufs Bett zu werfen.

Sumo brachte auch ihr einen gut gekühlten Kognak, den sie mit einem einzigen Schluck hinunterspülte.

»Und nun schieß mal los, Zeitungsboy.«

Der Pakistani ließ sich neben ihr auf das Bett nieder. Lilos knapper Rock war weit in die Höhe gerutscht. Ihre nackten Schenkel schimmerten alabasterfarben.

»Vor meinen Füßen ist ein Mann gestorben.«

»Und?« drängelte sie, als sein Erzähltempo ihr mißfiel.

Er rutschte vom Bett herunter, hielt das leere Glas in der Hand, während er nervös auf und ab ging.

»Hast du etwas damit zu tun, Zeitungsboy? Also doch Polente, wie? Haben sie deine Personalien aufgenommen?«

»Nein, nein«, winkte er ab und erzählte dann ziemlich umständlich den Vorfall, der sich ereignet hatte.

Die Augen der Liebesdienerin wurden größer. »Er ist vor deinen Augen – verschwunden?« wiederholte sie seine letzten Worte. »Und das hat – außer dir – kein Mensch beobachtet?«

»Das ist es ja, was mich dauernd so beschäftigt. Scheinbar nicht… keiner hat sich jedenfalls um den Toten gekümmert.«

»Aber auf der Straße herrschte Verkehr?«

»Ja… es ging allerdings alles sehr schnell. Kaum hatte er den Boden berührt, da löste er sich auch schon in schwarzem Nebel auf…«

Die Frau schüttelte sich. »Mir läuft's eiskalt über den Rücken. Schenk' mir noch mal ein, Zeitungsboy…«

»Du bist dann also noch mal zurückgegangen«, fuhr sie fort, als sie das reichlich eingeschenkte Glas in Händen hielt.

»Und dann hab' ich das hier gefunden. Sieht aus wie – ein Totem oder Talisman oder Tiki…«

Sumo reichte ihr die kleine schwarze Statue. Das Gesicht in dem flachen Stein war reliefartig herausgehoben, ebenso der weibliche Körper.

»Ziemlich leicht. Und was soll das, sein? Tiki – was ist denn das?«

»Ein dämonisierter Gegenstand,… die Abbildung eines Götzen. Von ihm geht Unglück und Tod aus…«

»Unsinn«, stieß Lilo hervor. Aber sie war blaß unter ihrem Make-up und die Geschichte, die Sumo ihr erzählt hatte, war ihr unter die Haut gegangen. »Du hast geträumt…«

»Nein. Ist die Statue – ein Traum? Fühlst du sie nicht?«

»Doch! Sie fühlt sich ziemlich heiß an, wie ein Ziegel, der den ganzen Tag über in der Sonne gelegen hat…« Sie grinste. Der Pakistani aber verzog keine Miene.

Die Gunstgewerblerin zuckte die Achseln. »Mich verwirrt, was du im Zusammenhang mit den Leuten gesagt hast, Zeitungsboy. Dich und den anderen haben sie gesehen, aber keiner ist dazugekommen, um sich um den anderen zu kümmern…«

Sumo atmete tief durch. »Ich kann es mir nur so erklären, daß keiner das Ereignis bewußt mitgekriegt hat. Die Leute laufen mit offenen Augen vorbei, ohne einen zu sehen…«

Lilo drehte die schwarze Figur mit den hervortretenden weiblichen Merkmalen in ihren Händen und betrachtete sie immer wieder. »Wenn man sie sich genau ansieht, Zeitungsboy, dann erkennt man die negroiden Züge. Scheint ’ne Figur aus Afrika zu sein…«

»Vielleicht… sie ist mir unheimlich. Sie muß dem Mann, nachdem er zu Boden gestürzt war, aus der Tasche gerutscht sein. Das Ding ist mir nicht ganz geheuer…«

»Da muß ich dir recht geben. Das Mädchen sieht zwar recht attraktiv aus, aber irgend etwas geht von ihr aus, das mir Unbehagen bereitet. Ich kann nicht erklären, was es ist. Es ist einfach da, ich spüre es… Hier, nimm’, schaff es weg! Wirf sie in den Abfluß oder schlag’ mit dem Hammer darauf.«

Sie streckte ihre Hand aus.

Da erstarrte sie.

Die Figur begann plötzlich zu leuchten. Ein dunkelgrüner Schein ging von ihr aus, der blitzschnell schwarz wurde.

Die Hand der Liebesdienerin war in eine Aura gehüllt. Wie von Röntgenstrahlen wurde ihr Fleisch durchleuchtet. Die Knochen waren zu sehen. Die schwarze Aura verbreitete sich rasend schnell über den ganzen Körper.

Auf dem Bett hockte ein schreiendes Skelett, das unfähig war, den unheimlichen Gegenstand, der sich als ein Objekt schwarzer Magie erwies, einfach fallen zu lassen.

Die Frau klebte förmlich an der handtellergroßen Statue – und verschwand wie Fietje Bensen in schwarzem Nebel.

»Lilo!« Sumo sprang auf und war zu feige, nach der Frau zu greifen, um sie aus dem magischen Bezirk herauszureißen. Er wich kreideweiß zurück. Mit schreckgeweiteten Augen sah er, daß der

schwarze Nebel sich auflöste, Lilo und die unheimliche Statue mitnahm…

Da ging die Tür hinter ihm auf.

*

Die Luft war eisig. Aber das spürten sie nicht mehr, als sie jetzt die Straße überquerten.

Der eisige Wind fegte den lockeren Schnee über Bürgersteig und Fahrbahn. Die Menschen, denen sie begegneten, waren in Fellmäntel gehüllt und trugen Pelzkappen. Die kleine Stadt in der Nähe von Dawson, Alaska, sah aus wie aus der Zeit des Goldrausches. Seit damals schien sich hier nichts verändert zu haben.

Den beiden Fremden – einem Mann und einer Frau, die kaum zu erkennen waren, so vermummt waren sie – kamen Trapper entgegen, die in der Stadt ihre Felle absetzten und Einkäufe tätigten, um dann irgendwo in der Weite dieses faszinierenden Landes wieder zu verschwinden: In einer einsamen Hütte umgeben von Schnee und Eis und dem Heulen der Schlittenhunde in frostklaren Nächten…

Vor den Geschäften und Gasthäusern standen viele Schlitten und warteten die Hunde auf die Rückkehr ihrer Herren. Die Tiere lagen an den Leinen, und blickten den Passanten nach. Dem Paar, das leise lachend die Straße entlangkam und sich über irgend etwas köstlich zu amüsieren schien.

Auf dem kurzen Weg zum Hotel, das den berühmten Namen »Dawson City« trug, mußten der Mann und die Frau immer wieder daran denken, was ihnen vor wenigen Minuten passiert war.

»Es ist ja auch zu komisch, wenn zwei Leute in Sommerkleidung in einem Geschäft auftauchen, um sich für die hiesigen Breitengrade neu einzukleiden«, sagte der Mann. Sein Gesicht war markant geschnitten, braungebrannt. Die hellen Augen schimmerten kühn und abenteuerlustig.

Ein Saum von Schneeflocken hing an den Brauen und Lidern des Mannes, der gerade gesprochen hatte.

Die Frau an seiner Seite fiel auf durch ihre großen, schwarzen Augen und die schokoladenbraune Haut, die sie hatte. Ihre Zähne schimmerten weiß und gleichmäßig wie Perlen, als sie lachte.

»Ich werd’ sein Gesicht nie vergessen. Wahrscheinlich glaubt er jetzt noch nicht, daß es wirklich passiert ist.«

Das Paar, das sich da unterhielt, war niemand anders als Björn Hellmark, der Herr von Marlos und Carminia Brado, die Frau, die er liebte. Die hübsche Brasilianerin hakte sich bei ihm unter.

»Ich komme mir vor wie ein Bär«, sagte sie, indem sie einen Blick an sich herunterwarf. »So zottig und so trampelig. In einem solchen

Mantel und vermummt bis zum Kinn kann sich doch kein Mensch wohl fühlen…«

»Besondere Umstände erfordern besondere Maßnahmen«, erwiderte der große blonde Mann. »Ich kann mir schlecht vorstellen, daß du hier im Bikini oder bunten Seidenrock Spazierengehen würdest. Schon das dünne Kostüm, das du getragen hast, als wir unsere Kluft besorgten, eignet sich hier in Alaska nicht zum Promenieren…«

Als Björn dies sagte, wandte Carminia Brado kurz den Kopf und fing wieder an zu lachen. »Er steht an der Eingangstür, Björn, er sieht uns nach,… der Mann bekommt noch Alpträume… wie konntest du das nur tun?«

Sie waren beide in der Kleidung, die sie auf der Sonneninsel Marlos trugen, nach Alaska gekommen. Nicht mit dem Schiff, nicht mit dem Flugzeug, nicht über den Landweg. Mit teleportativer Gedankenkraft hatten sie sich einfach hierher versetzt. Im nächsten Moment hatte die eisige Luft sie umhüllt. Nur wenige Minuten in dieser Kälte, und sie konnten sich den Tod holen.

Björn hätte ohne weiteres seinen Doppelkörper Macabros in diese ungastlichen Gefilde schicken können. Für seinen Zweitkörper hätte er keine wärmende Kleidung benötigt. Doch er wollte Carminia und sich den Ausflug in eine Welt gönnen, die sie beide noch nie betreten hatten und die sich von Marlos so gewaltig unterschied.

Gleich nach ihrer Ankunft, die von niemand bemerkt worden war, betraten sie das Geschäft und staffierten sich mit dem aus, was hier notwendig war.

Hellmark verfügte noch über Barmittel, er hatte dem dämonischen Angriff auf sein Vermögen durch das Beiseiteschaffen von Kunst- und Wertgegenständen getrotzt, so daß er diese Dinge immer noch zu Geld machen konnte, wenn die Umstände es erforderten.

Zwei bis auf die Knochen frierende Menschen hatten das Geschäft betreten und kamen heraus, eingemummt in wärmende Kleidung.

Der Geschäftsinhaber, der die Davongehenden beobachtete, schloß und öffnete die Augen, fuhr mit der Hand darüber hinweg, als wolle er die Bilder, die er sah, verscheuchen.

Doch die beiden Menschen, die ihm dann zuwinkten, waren tatsächlich vorhanden. Sie waren keine Halluzination!

Der Mann gab ein leises Stöhnen von sich. Als das Paar, das angekommen war, als hätte es gerade die Sommerfrische verlassen, hinter der Schwingtür des »Dawson-City-Hotels« verschwand, kehrte auch der Geschäftsinhaber in seinen Laden zurück.

Der Mann verschwand in den Hinterraum und schenkte sich als erstes einen doppelstöckigen Whisky ein. Pur…

*

Björn und Carminia klappten ihre Pelzkapuzen zurück, kaum daß die zweite Tür nach dem Windfang sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Die Flut dichten, schwarzen Haares fiel auf die Schultern der Brasilianerin, und man sah Carminia an, daß sie sich ohne die Kapuze viel wohler fühlte.

Der Empfangsraum des kleinen, aber schmucken Hotels war holzgetäfelt. Im Kamin knisterte ein gemütliches Feuer. Die warme Luft war angenehm nach der beißenden Kälte draußen.

In dem kleinen Empfangsraum saßen zwei, drei Gäste, die in Zeitungen und Magazinen blätterten und aufsahen, als das Paar eintrat.

An der Rezeption erkundigte sich Björn nach Bill Redgrave.

Wenn die Informationen Richard Patricks stimmten, dann hatte sich der ehemalige Freund des Okkult- und Religionsforschers Will Bardon hier sein Domizil genommen. Das letzte Lebenszeichen Bardons – gerade drei Wochen alt – stammte aus dem »Dawson-City-Hotel«.

Der Hotelangestellte wirkte im ersten Moment bei Hellmarks Frage überrascht. »Mister Redgrave wohnt nicht mehr hier«, sagte er dann und starrte den blonden Mann und seine aufregende Begleiterin mit großen Augen an.

Björn atmete tief durch. »Wir kommen von weither«, sagte er, als er lange genug gewartet hatte, daß der Mann hinter der Rezeption seine Antwort präzisieren würde. Aber da kam nichts mehr. Hellmark zeigte sich befremdet. »Wir konnten mit Sicherheit davon ausgehen, daß Mister Redgrave sich noch hier aufhalten würde…«

»Tut mir leid, Sir. Das ist nicht der Fall.« Diensteifrig – für Björns und Carminias Geschmack etwas zu eilig – nahm der Hotelangestellte das Gästebuch zur Hand und schlug es auf. Sein Finger glitt die Zeilen entlang. »Mister Redgrave ist am 23. ausgezogen…«

»Nachdem er wie lange in Ihrem Haus gewohnt hat?« fragte Hellmark schnell.

»Nun, einige Monate… vier oder fünf…«

Der 23. war vor vier Tagen gewesen.

»Wissen Sie, wohin Mister Redgrave wollte? Hatte er die Absicht, Alaska zu verlassen oder ist er hier in diesem Land geblieben?«

»Keine Ahnung, Sir… Er hat nichts hinterlassen.«

Björn und Carminia wechselten einen raschen Blick.

Sie dachten in diesem Moment beide das Gleiche.

Was sie da zu hören bekamen, hörte sich an wie einstudiert.

Sie besaßen beide genügend Menschenkenntnis und waren

feinfühlig genug, um zu erkennen, daß man ihnen nicht die Wahrheit sagte.

Doch – warum? Welchen Grund gab es, ihnen – den beiden Fremden – eine Auskunft zu verweigern? Hatte Redgrave selbst darum gebeten, über seine weiteren Reisepläne zu schweigen oder steckte etwas anderes dahinter?

Björn und Carminia hatte schon soviele undurchsichtige und merkwürdige Situationen erlebt, um nicht sofort mißtrauisch zu werden.

»Hat er einen Grund für seine Abreise genannt?« Björn wußte nur zu gut, daß diese Frage unverschämt war, dennoch stellte er sie. »Wir waren fest davon überzeugt, ihn hier zu treffen.«

»Es ist nicht üblich, Sir, daß Gäste, wenn sie unser Haus verlassen, mitteilen, wohin sie sich begeben.«

»Hat Mister Redgrave etwas zurückgelassen?« Björn versuchte mit aller Gewalt, das Gespräch noch zu halten und in eine andere Richtung zu lenken, um den Hotelangestellten eventuell zu einer unbedachten Äußerung zu veranlassen.

Doch der hatte sich unter Kontrolle.

»Nein, Sir, er ist ausgezogen – und hat alles mitgenommen. Tut mir leid, Ihnen keine andere Auskunft geben zu können.«

»Vielleicht kommt er noch mal zurück«, sinnierte Björn halblaut, Carminia Brado zugewandt. »Das wäre ein Grund zu bleiben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er uns so im Stich gelassen hat…« erwähnte er, »um die Gedanken des Mannes, der sie offensichtlich belog, in eine bestimmte Richtung zu lenken.« Er wandte sich dem Concierge wieder zu. »Haben Sie noch ein Doppelzimmer frei?« fragte er unvermittelt.

»Ja, Sir.«

»Dann möchten wir gern hierbleiben«, entschloß sich Björn Hellmark sofort. »Zunächst für zwei oder drei Tage. Ich bezahle im voraus. Wenn es sich als notwendig erweisen sollte, werden wir dann noch den einen oder anderen Tag dranhängen…«

»Wie Sie wünschen, Sir…« Der Concierge trug ihre Namen ins Gästebuch ein. Daß ihre Zunamen nicht übereinstimmten, registrierte er mit kaum merklichem Anheben der linken Augenbraue. Daß Paare, die nicht verheiratet waren, gemeinsam im selben Zimmer übernachteten, war in der heutigen Zeit keine Besonderheit mehr. In den meisten Fällen gaben sich diese Paare allerdings als verheiratet aus. Davon machte dieser Mann jedoch keinen Gebrauch. Der Concierge konnte nicht ahnen, daß ein gemeinsames Schicksal und eine große Liebe diese beiden Menschen enger verband als ein Trauschein.

»Unser Gepäck kommt nach«, stellte Hellmark beiläufig fest, als er die Vorausrechnung beglich.

Er war hartnäckig.

Das ganze Drum und Dran gefiel ihm nicht. Wenn es um die Person Bill Redgraves ein Geheimnis gab, dann war er entschlossen, dies so schnell wie möglich zu lösen. Denn dann stellte sich auch ein Verdacht ein, dem umgehend nachgegangen werden mußte.

Vielleicht hing Bill Redgraves Aufenthalt in Alaska mit der legendären Schwarzen Hexe zusammen, über die sie noch so wenig wußten und doch soviel erfahren mußten, um einen entscheidenden Schritt weiterzukommen…

*

Er hörte den wilden, alles übertönenden Aufschrei in sich und wußte nicht, ob er ihn selbst ausgestoßen hatte oder ob er woanders herkam.

Rani Mahay stürzte durch undurchdringliches Dunkel.

Sein Bewußtsein war betäubt, das Gefühl für Raum und Zeit eingeschränkt, so daß er nicht sagen konnte, wie lange der »Fall« ins Nichts dauerte, ehe seine Sinne wieder vollwertig ansprachen.

Durch das Dunkel drang von der Seite her schwacher Lichtschein, in sein Blickfeld. Es dauerte noch eine geraume Weile, ehe er alles ringsum wahrnehmen konnte.

Es blieb dämmerig und herrschte eine Stimmung, als würde die Sonne gerade auf- oder untergehen. In der Kürze der Zeit war es ihm noch nicht möglich, den Zeitpunkt zu ergründen.

Mahay lag auf dem Boden. Der Grund war trocken… Gras.

Rings um ihn herum wuchsen verschiedenartige Bäume. Sie standen so dicht wie im Dschungel.

Der Inder erhob sich.

Träumte er? Wie kam er hierher?

Er hatte doch eben noch im Lift gestanden, der ihn in die vierte Etage zum Zimmer des Ehepaares Bardon tragen sollte.

Das war ein Anschlag auf sein Leben!

Eine Dimensionsfalle?

Irgend jemand, irgend etwas hatte hier seine Finger im Spiel, von dem er bisher nichts wußte.

Rani Mahay blickte sich in der fremden Umgebung um.

Die Luft war warm, roch würzig und frisch. Eine sanfte Brise strich vom Meer über seine braune Glatze.

Er stand auf einer Anhöhe, und als er jetzt einige Schritte weiter nach vorn ging, der Richtung des sanften Windes entgegen, da kam er an den Rand der Anhöhe. Vereinzelt standen ein paar dünne Bäume herum, Büsche, das Gras war flacher. Die Anhöhe fiel sanft ab und endete dann jäh vor einer steilen Klippe, die kerzengerade in die Tiefe

fiel.

Unten war weißer, weicher Sand, auf dem sich das Licht der hinter dem Horizont verschwindenden roten Sonne spiegelte. Die Brandung brach sich an den Klippen, die unten wie Kugeln und überdimensionale Finger aus dem Wasser ragten.

Doch das war noch nicht alles…

Rani Mahay glaubte seinen Augen nicht trauen zu können: In der Bucht war von den Wellen ein Wrack angespült worden. Planken wurden von den Wellen gegen die Felsklippen und an Land geworfen, auf den Schaumkronen hüpften Fässer, Reste eines Mastes, zerschlissenes Segeltuch und allerlei Utensilien, die er wegen Höhe und Entfernung im einzelnen nicht erkennen konnte.

Ein Segelboot war im Sturm oder an den Klippen zerschellt.

Das Schiff mit dem hochangesetzten Bug und der Galionsfigur, die eine traurig dreinblickende Seejungfrau darstellte, stammte aus einem anderen Jahrhundert und wirkte trotzdem nicht sehr alt. Die Farben waren frisch. Das wies darauf hin, daß das Schiff erst vor kurzer Zeit gestrichen worden war.

Aber wer benutzte noch solche Schiffe, um den Ozean zu überqueren?

Rani fieberte.

Auf welcher Welt war er da angekommen? Wenn er durch einen Spalt zwischen den nebeneinanderliegenden Parallelen gerutscht war, dann konnte er sich auf einem Stern befinden, der ebensogut in einem anderen Kosmos lag.

Der Inder ging davon aus, daß er durch eine bisher noch unbekannte Manipulation auf einen anderen Stern geschleudert worden war. Jemand hatte seine Wege genau beobachtet und in einem Moment zugeschlagen, als er es am wenigsten erwartete. Dies ließ den Schluß zu, daß dieser ›Jemand‹ seine Begegnung mit Will Bardon verhindern wollte. Und das wiederum bedeutete, daß an der komischen Geschichte mit der ›Schwarzen Hexe‹ mehr dran sein mußte, als ihnen lieb sein konnte…

Doch sich darüber jetzt Gedanken zu machen, war absurd.

Das Problem ›Schwarze Hexe‹ und Will Bardon hatte sich vorerst für ihn erledigt. Er war in eine Situation geraten, an die er mit keinem Gedanken gedacht hatte.

Nun hieß es, damit fertig zu werden.

Was für eine Welt war das? Und was ging dort unten vor?

Er sah jetzt auch die Gestalt. Ein einzelner Mann lag wie tot auf einer Planke, die an Land geschwemmt wurde. Der Mann war angebunden. Ob er sich selbst auf die rettende Bohle gebunden hatte oder von anderer Hand gefesselt worden war, entzog sich Mahays Kenntnis.

Es war dämmrig, es fiel ihm schwer, in dem roten Abendlicht die Einzelheiten zu erkennen.

Aber eines entging ihm nicht.

Weitere Akteure traten auf.

Sie sahen furchteinflößend aus.

Braune Gestalten, mit wild bemalten Gesichtern, lösten sich aus den Schatten der Felsen, und als Mahay sich nach vom beugte, um besser sehen zu können, erkannte er, daß in der zerklüfteten Felswand unter ihm Höhleneingänge existierten.

Die Eingeborenen waren bis auf einen winzigen schwarzgefärbten Lendenschurz nackt. Das lange schwarze Haar flatterte um ihre Köpfe, als sie mit wildem Kreischen über den Strand hetzten und dem Mann entgegenrannten, der gefesselt an eine Planke angeschwemmt worden war. Treibgut…

Es ging alles sehr schnell.

Etwa fünfzehn Eingeborene umtanzten drei Stammesangehörige und schwenkten lange Speere, an denen scharfkantige, steinerne Spitzen' befestigt waren.

Der Schiffbrüchige, der einzige, den es offensichtlich hierher verschlagen hatte, wurde von seinen Fesseln befreit, von den muskulösen Armen emporgehoben und schreiend davongetragen.

Der Weiße gab noch immer kein Lebenszeichen von sich…

Mahay sah, daß man ihn in eine Höhle schleppte. In die mit dem größten Eingang.

Bevor die Dunkelheit hereinbrach, wurde Rani Mahay Zeuge eines Naturschauspiels, das ihn an ein bestimmtes Land erinnerte. Der ganze Himmel begann goldfarben zu glühen. Solche Sonnenuntergänge hatte er – als er noch mit dem Zirkus unterwegs war – nur ein einziges Mal erlebt.

In Neuseeland…

Die Ureinwohner, die Maori, nannten die Insel Rakiura, was soviel bedeutete wie ›Island of the glowing sky‹…

Sicher nur eine Ähnlichkeit im Ablauf der Naturereignisse… er war eher der Meinung, daß er durch Absicht oder Zufall auf eine andere Welt geworfen worden war, auf der menschenähnliche Wesen lebten, Wesen, die – wie auf der Erde – auf unterschiedlicher Entwicklungsstufe standen.

Vielleicht konnte er sich mit ihnen in Verbindung setzen, vor allem mit dem Weißen, der von dem Schiff kam, das Sturm und Klippen zerschmettert hatten. Vielleicht gab es eine Verständigungsmöglichkeit, er mußte es auf einen Versuch ankommen lassen. Er wollte auch herausfinden, was mit dem Schiffbrüchigen angestellt wurde.

Sehr freundlich hatte das, was geschehen war, nicht ausgesehen.

Fast schien es, als hätten die Eingeborenen auf diesen Schiffbrüchigen gewartet. Man hatte ihn hart angepackt, nicht sofort irgendwelche Rettungsmaßnahmen ergriffen.

Handelte es sich bei den Wilden, die in den Höhlen nahe der Bucht hausten, um einen kriegerischen Stamm, der Menschenopfer darbrachte oder zur Gattung der Kannibalen zu zählen war?

Dann allerdings war das Triumphgebrüll zu verstehen, mit der die Höhlenbewohner ihren Fund begrüßt hatten. Sollte noch ein Funken Leben in dem Mann stecken, der durch eine Fügung des Schicksals als einziger dem Chaos entkommen war, dann war dieser Funke im Nu ausgelöscht.

Rani wartete die Dunkelheit ab und macht sich auf den Weg, um mehr über die fremdartige rätselhafte Welt zu erfahren…

*

Er hörte das leise Quietschen der Tür und warf sich herum.

»Lilo?« fragte irritiert eine weibliche Stimme. »Hast du geschrien?«

Auf der Schwelle stand eine junge Blondine, stark geschminkt, nichts weiter auf der Haut als einen winzigen, durchsichtigen Slip.

»Heh, Sumo!« sagte die Blonde erstaunt und blickte sich in der Runde um. »Wo ist sie denn? Ich habe doch gerade ihre Stimme gehört… Warum hat sie denn geschrien?«

»Geschrien?« echote der Mann. »Hat sie das? Ich habe gar nichts gehört…« stammelte er.

»Warum bist du denn so blaß?« Die Blonde trat näher.

Sumo stand ihr genau gegenüber, zwischen Bett und Türschwelle.

»Ist war vorgefallen zwischen euch?« fragte die Liebesdienerin mißtrauisch. Sie musterte den Pakistani mit unstetem Blick. »Hast du irgendeinen Quatsch gemacht, Sumo? Hast du sie in den Schrank gesperrt, hast du ihr etwas angetan?« fragte sie plötzlich mit rauher Stimme.

Sumo konnte nur die Achseln heben und wieder senken. Seine Stimmbänder versagten, und er war unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Er stand noch immer am gleichen Fleck, und sein Herz pochte.

Das Mädchen wandte den Kopf und blickte zum Bett – dann wich sie, weiß wie ein Leinentuch zurück.

»Scheusal… Wahnsinniger«, stieß sie hervor, ihr Atem flog. Sie gab einen spitzen, gellenden Schrei von sich, der durch das ganze Haus hallte. »Der Wahnsinnige – er hat sie umgebracht, er…«

»Still!« stieß Sumo da hervor und warf sich nach vorn, um ihr die Hand auf den Mund zu pressen.

»Rühr mich nicht an! Hilfe! Hilfe!«

Die Blonde war einen Schritt schneller als der Pakistani. »Polizei! Ruft die Polizei!«

Sumo erschauerte. »Bist du von Sinnen?« gurgelte er. »Du bringt mich ins Zuchthaus… ich habe sie nicht getötet. Sie ist verschwunden – wie der Fremde. Durch das Amulett, ein dämonisierter Gegenstand… ein Tiki… ich habe nichts damit zu tun…«

Überall im Haus waren Schritte zu hören, Türen wurden aufgerissen. Die Treppen ächzten.

Mehrere Mädchen tauchten vor der weitaufgerissenen Tür zu Lilos Apartment auf.

Das Grauen stand in ihren erbleichenden Gesichtern geschrieben.

»Mörder«, hauchte die Blonde. Zitternd wich sie Schritt für Schritt zurück – und dann folgte Sumo dem fiebernden Blick, und der Mann erstarrte zur Salzsäule.

Er begann an seinem Verstand zu zweifeln und begriff, weshalb Lilos Freundin, die auf ihren Schrei herbeigeeilt war, so und nicht anders reagierte. Und es wurde ihm gleichzeitig blitzartig klar, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gab.

Das Kopfkissen…, das Laken…, die beiden riesigen Blutflecke leuchteten wie ein Fanal…

*

Er schrie noch immer, als sie ihn schon abführten, und er beteuerte seine Unschuld. Er sprach von der schwarzen Statue und der Gefahr, die von ihr ausging.

Niemand glaubte ihm. Er konnte nichts beweisen. Die Statue war verschwunden. Wie das Mädchen der käuflichen Liebe, Lilo…

Man stellte das Zimmer auf den Kopf und durchsuchte das ganze Haus, obwohl es ausgeschlossen war, daß der Pakistani die Leiche davongeschleppt haben konnte. Es gab keine Blutspuren auf dem Boden, keine auf der Treppe. Und bei dem regen Personenverkehr, der im Haus herrschte, war damit zu rechnen, daß der vermutliche Mörder mit seinem Opfer gesehen wurde.

Als Indiz zählte nur das blutbesudelte Bett.

Die Leiche war nirgends auffindbar.

»Weil es keine gibt!« brüllte Sumo, als er schon mit Handschellen gefesselt war, weil er sich allzu nachdrücklich zur Wehr gesetzt hatte. »Und wenn es eine gibt – dann nicht mehr in dieser Welt, sondern in einer anderen, in der Hölle… dahin ist auch der Fremde verschwunden…«

Auch danach fragte man ihn, und da er genau die Straße und die Stelle beschrieb, wo er dem Seemann begegnet war, sahen die mit dem Fall betrauten Kriminalbeamten sie sich an.

Es gab keinerlei Spuren, bis auf ein paar aufgeweichte Reste einer Tageszeitung mit heutigem Datum. Es war eine Zeitung aus dem Bestand Sumos…

Das Mysterium blieb bestehen.

»Etwas muß doch dran sein an der ganze Geschichte«, meinte Kommissar Stuckert von der Hamburger Kripo. »Die Leiche kann sich nicht in Luft aufgelöst haben…«

Es gab bei der ganzen Sache auch einen Widerspruch in sich.

Wenn es dem Pakistani – vorausgesetzt, er war der Mörder – gelungen war, die Leiche verschwinden zu lassen, warum dann nicht den verräterischen Blutfleck?

Da stank doch etwas zum Himmel…

Trotz dieser komischen Situation kam Stuckert nicht umhin, Sumo unter dem Verdacht des Mordes einzusperren.

»Ich habe das Gefühl, an dem Fall beißen wir uns die Zähne aus«, sagte Stuckert eine Stunde nach dem Eingang der Mordmeldung. »Die ganze Geschichte paßt hinten und vorn nicht. Und wenn ihr mich für verrückt haltet, Jungens…« sagte er zu seinen Assistenten, die er telefonisch benachrichtigt hatte, »dann sollten wir vielleicht doch mal gründlich die Augen aufhalten, ob so eine komische Statue, wie von dem Pakistani beschrieben, nicht noch mal irgendwo auftaucht…«

*

Sie erhielten ein Doppelzimmer in der zweiten Etage.

Als Björn die Schlüssel entgegennahm, fragte er den Concierge scherzhaft, ob er vielleicht zufällig den Raum neben dem nun leeren Zimmer erhalten hätte, in dem Bill Redgrave einquartiert gewesen war. »Für den Fall, daß er doch wieder zurückkommt, hat das den Vorteil, daß ich gleich mit ihm in Verbindung treten kann…«

Der Hotelangestellte reagierte genau, wie Hellmark es erhofft hatte.

Er lächelte maliziös. »Das wird mit Bestimmtheit nicht eintreten, Sir. Mister Redgrave wohnte eine Etage höher, und zwar im letzten Zimmer des äußersten Ganges. Das liegt genau entgegengesetzt zu Ihrem Zimmer…«

Als sie allein im Raum waren, zog Carminia den schweren Pelzmantel aus.

Darunter trug sie das leichte Kostüm, mit dem sie von Marlos aus ›gestartet‹ war.

Im Zimmer war es angenehm warm.

Hellmark stand am Fenster. Davor tanzten im auffrischenden Wind Schneeflocken durch die Luft. Der Himmel war grau und sah ganz danach aus, als ob in der Nacht noch viel Schnee fallen würde.

»Urlaub in Alaska, Schoko«, strahlte er, »Schnee und Kälte… genieß es, solange wir hier sind! Marlos verwöhnt dich nicht mit solch außergewöhnlichen Naturereignissen.«

Sie wollte eine scherzhafte Bemerkung dazu machen, kam aber nicht dazu, weil in diesem Augenblick an die Tür geklopft wurde.

»Na also«, sagte Hellmark fröhlich, während er mit drei raschen Schritten den Raum durchmaß, »kaum angekommen – und schon kriegen wir Besuch. Unsere Ankunft scheint sich herumgesprochen zu haben…«

Er öffnete die Tür.

»Ja, bitte?« fragte er verwundert, als er den Besucher erkannte. Den Mann hatte er vorhin gesehen, als er die kleine Empfangshalle des ›Dawson-City-Hotels‹ betrat. Er saß neben dem Kamin und hatte dort gedöst, ohne auf das zu achten, was um ihn herum vorging.

»Mein Name ist Ronald Jefferson«, stellte sich der Bärtige vor. Sein Alter war schlecht zu schätzen. Durch den schwarzen Vollbart, der sein Gesicht rahmte, konnte er ebenso gut Mitte zwanzig wie Mitte vierzig sein. Der Mann war kräftig. Der Geruch von Schweiß und Leder ging von ihm aus. »Ich habe vorhin zufällig gehört, was Sie mit dem Concierge gesprochen haben, Sir… Ich glaube, ich kann Ihnen helfen. Ich weiß, wo der Mann ist, den Sie suchen…«

Hellmark ließ Jefferson hereinkommen und drückte die Tür hinter ihm ins Schloß.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie es mir sagen könnten«, sagte der Herr von Marlos.

Der Bärtige druckste herum. »Die Sache hat – einen kleinen Haken, Mister…« Er atmete tief durch. Man merkte ihm an, daß es ihm unangenehm war, die Sprache darauf zu bringen, was er seiner eigentlichen Mitteilung vorausschicken mußte. »Sehen Sie mich an«, sagte er dann frei von der Leber weg. »Ich seh' ziemlich 'runtergekommen aus, nicht wahr? Die Kleidung ist schlecht, ich habe seit Tagen keinen Bissen zu mir genommen. Ich bin völlig abgebrannt. Ich kann mich nicht länger in der Stadt aufhalten, ohne einen Cent in der Tasche. Ich bin nicht wild aufs Geld, damit Sie mich nicht falsch verstehen«, sagte er schnell und hob abwehrend beide Hände, »aber manchmal ist es unerläßlich. Wenn man kurz hintereinander drei Schlittenhunde verliert, ist das wohl ein bißchen viel. Und ohne die Burschen komme ich nicht weiter. Einer ist mir an Altersschwäche eingegangen, der zweite in eine Wolfsfalle gelaufen, den dritten hat 'ne Infektionskrankheit hingerafft. Ging ganz schnell. Ich hab' ihm den Gnadenschuß gegeben, konnte ihn nicht leiden sehen…«

Er war in Fahrt. Aber er kam jetzt vom eigentlichen Thema ab. Als er von den Schlittenhunden sprach, da begannen seine Augen zu leuchten. Er wußte einige faszinierende Geschichten von den Tieren

zu berichten, die sich unwahrscheinlich anhörten. Die sechs Schlittenhunde waren sein ganzes Hab und Gut. Stolz war er auf das Leittier. »Er ist ein Wolfsblut, aber er hat mir mal das Leben gerettet, indem er zwei Tage und zwei Nächte lang auf mir lag und mich mit seinem Körper wärmte«, berichtete er. Dieser Mann, das wurde den beiden gespannt lauschenden Zuhörern spätestens in dieser Minute klar, war alles andere als ein Schnorrer, einer, der auf billige und schnelle Weise zu Geld kommen wollte.

Jefferson befand sich in einer echten Notlage.

Er sagte es offen heraus, daß er Geld benötigte, um seine Reise fortsetzen zu können. Er sei bereit, Hellmark – gegen eine angemessenen Betrag – die Informationen zu geben, die er brauchte.

»… ich habe den Eindruck gewonnen«, schloß er, »daß Ihnen der Hinweis auf den derzeitigen Aufenthaltsort des Reporters Bill Redgrave etwas wert ist…«

Daß er Redgrave als Reporter bezeichnete, bewies, daß er ihn wirklich kannte. Während des Gesprächs zwischen Hellmark und dem Concierge war dieser Begriff kein einziges Mal gefallen.

»Er ist mir viel wert. Und wenn ich Ihnen mit einem bestimmten Betrag unter die Arme greifen kann, tu' ich das gern«, ließ Björn den bärtigen Abenteurer wissen. Durch ihn hatte er erfahren, daß Jefferson in westlicher Richtung, den Yukon entlang, weiter wollte. Etwa hundert Meilen hinter der berühmten Stadt Dawson – nun zerfallen und menschenleer – stand die Hütte eines Trappers und Fallenstellers, dem er sich anschließen wollte.

»Und noch mal fünfzig Meilen von der Hütte entfernt, etwas mehr gen Süden«, sagte Jefferson, »gibt es eine Hütte, in der ebenfalls ein Trapper wohnt. Ihn wollte Redgrave aufsuchen.«

Hellmark nahm soviel Geld aus der Tasche, wie er dabei hatte. »Es ist nicht viel«, bemerkte er und wollte noch etwas hinzufügen, als Jefferson ihm schon ins Wort fiel.

»Es ist mehr, als ich gewagt hätte zu verlangen, obwohl Ihnen die Mitteilung über Redgraves augenblicklichen Aufenthaltsort viel wert zu sein scheint. Ich will nicht unverschämt sein. Ich sehe den Betrag, den Sie mir geben, als Kredit an. Ich werde ihn bis auf den letzten Cent zurückzahlen. Sie müssen mir versprechen, daß ich das Geld nur unter diesen Bedingungen entgegennehme…« Der Betrag reichte aus, um zwei Schlittenhunde zu kaufen. Damit war Ronald Jeffersons größte Sorge beseitigt.

»Ich würde Ihnen vorschlagen mitzukommen«, sagte er unvermittelt. »Mehr als zwei Drittel des Weges können wir gemeinsam gehen.«

Hellmark nickte. »Einverstanden, Jefferson…«

»Ronald…« berichtigte der andere ihn und streckte ihm die Rechte

entgegen. »Hoffe, Sie haben keine schlechte Meinung von mir, daß ich Ihnen ’ne Information nur gegen Barzahlung angeboten habe. Wußte mir keinen Ausweg mehr. Eines aber sollen Sie noch wissen: Ich würde Ihnen niemals den Aufenthaltsort Redgraves nennen, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie ihn wirklich sprechen müssen, daß es wichtig für Sie ist. Sie führen nichts Schlechtes im Schild. Ihre Augen sind okay – so etwas seh’ ich auf den ersten Blick…«

Jefferson berichtete, daß er mit Redgrave viele persönliche Gespräche geführt hätte. Der Reporter ginge einem Gerücht nach, das sich seit Jahren hier hartnäckig halte. Die meisten würden gar nicht gern darüber sprechen. Meistens sei nur ganz spontan – unter vier Augen – etwas darüber zu erfahren.

Beim Essen in dem kleinen gemütlich eingerichteten Restaurant, in das Hellmark den abgebrannten Abenteurer einlud, kam man sich näher. Jefferson wußte in der Tat eine ganze Menge über Redgrave zu erzählen, der sich monatelang hier in Eis und Schnee aufgehalten hatte, um dem Gerücht auf den Grund zu gehen.

»In jener Trapperhütte soll es zu Spukerscheinungen gekommen sein, bei der – und nun lachen Sie mich nicht aus, Björn – keine weiße, sondern ein schwarze Frau eine Rolle gespielt haben soll…«

*

Hellmark war wie elektrisiert.

»Genau das, Ronald, ist es, worüber ich mit Bill Redgrave sprechen wollte«, sagte er leise. »Ich hatte den Verdacht, daß er etwas über ein Phänomen weiß, über das erstaunlicherweise mehrere Menschen Bescheid wissen, ohne daß es jedoch tiefer in das Bewußtsein der Allgemeinheit vorgedrungen ist.«

»War Bill Redgrave so etwas wie ein Gespensterforscher?« fragte Jefferson.

»Das glaube ich nicht. Ich denke, daß er nur in einem speziellen Fall Interesse gezeigt hat. Vielleicht wollte er damit etwas unter Beweis stellen, was ihm vor einiger Zeit kein Mensch glauben wollte…« sinnierte Björn Hellmark halblaut. Er erwähnte die Geschichte mit Will Bardon, dem Streit, der die beiden so eng befreundeten Männer schließlich auseinandergebracht hatte. »Ich frage mich nur, warum Redgrave schließlich ausgerechnet ins ferne Alaska kam. Hätte er sich von der Welt zurückziehen wollen, würde ich das noch verstehen. Aber hier einem Gerücht nachzugehen, das mit dem seinerzeit in der Zeitung geschilderten wohl kaum etwas Gemeinsames aufzuweisen hat, ist doch sehr mysteriös.«

»Vielleicht weniger, wenn man bedenkt, wen Bill Redgrave aufsuchen wollte. Sie nennen ihn nur ›Terry, den Globetrotter‹. Er

wohnt in der besagten Hütte. Jetzt als Trapper. Aber das war er nicht immer. Er war Zeitungsträger, Geschirrwäscher, Schuhputzer, Farmarbeiter und Totengräber. Er war als Seemann unterwegs und als Goldsucher. Terry kennt die Welt wie kein zweiter. Dann kam er nach Alaska, war erst Schuhverkäufer, wurde dann Fallensteller und Trapper… sagten Sie nicht vorhin, daß dieser Bradon oder Barton…«

»Will Bardon«, berichtete Björn.

»Richtig, dieser Bardon – auch kreuz und quer durch die Welt gereist ist?«

Der blonde Deutsche nickte.

»Na sehen Sie, Björn. Vielleicht haben sich auf diese Art irgendwo auch mal die Wege von Mister Bardon und Terry, dem Globetrotter, gekreuzt… unser guter alter Globus ist manchmal kleiner, als man denkt…«

»Vielleicht haben Sie gar nicht so unrecht, Ronald…« Jeffersons Überlegungen schlugen genau in die Kerbe. Bill Redgrave mußte diese Verbindung auch entdeckt haben, und wenn er dabei das Gerücht von der ›schwarzen Frau‹ in Betracht zog, dann paßten plötzlich noch mehr Bilder in das Mosaik…

»Nun können Sie's wahrscheinlich gar nicht mehr abwarten, bis Sie Redgrave begegnen, wie?« lachte Jefferson rauh und leerte den Rest aus seinem Bierglas. Er wischte sich den Schaum vom Oberlippenbart. »Selbst wenn wir im Morgengrauen aufbrechen, werden einige Wochen ins Land ziehen, ehe Sie an Ort und Stelle sein werden. Das liegt in der Natur der Sache. Wenn Sie's ganz eilig haben, können Sie 'ne Privatmaschine mit Pilot chartern. Viele Trapper haben schon eigene Maschinen. Dann geht's schneller…« Er reckte sich und breitete die Arme aus. »Für mich kommt das nicht in Frage. Ich muß meinen Schlitten und die Hunde mitnehmen, und es kostet Zeit, die weiße Wüste zu durchqueren. Das war vor hundert Jahren schon so, und es wird sich auch in hundert Jahren noch nichts daran geändert haben… Jetzt, da ich die Gelegenheit habe, meinen Proviant aufzubessern und mir zwei neue Hunde zu beschaffen, möchte ich auch so schnell wie möglich weg von hier.«

»Vielleicht kann ich noch mehr für Sie tun, Ronald, als nur Hunde und Proviant zu finanzieren«, erwiderte Björn Hellmark.

»Wie meinen Sie das, Björn?«

»Zum Beispiel – Ihre Reise beschleunigen.«

Jefferson grinste und zündete sich eine Zigarette an. »Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

»Lassen Sie das meine Sache sein… Wenn Sie interessiert daran sind, noch vor Mitternacht an Ihrem Zielort zu sein, werde ich das in die Wege leiten.«

Jefferson blickte sein Gegenüber an wie einen Geist »Sie machen

Quatsch, Björn… können Sie etwa hexen?«

»Damit muß es nichts zu tun haben. Sind Sie daran interessiert, noch heute nacht in der Hütte Ihres Trapperfreundes zu sein, ja oder nein?«

»Die Frage erübrigt sich. Je eher ich hier weg bin, desto lieber ist es mir…«

»Wie lange brauchen Sie, um Ihre Siebensachen zusammenzupacken?«

»'ne Stunde…«

»In einer Stunde also, Ronald, geht's los… Wir werden uns zu zweit auf den Weg machen…«

»Und Ihre Begleiterin?«

»Bleibt schön hier zurück im Warmen und wartet, bis ich wieder auftauche.

Das hab' ich auch noch bis Mitternacht vor…«

Da fielen Jefferson die Kinnladen herab, und er fragte sich, ob es im Kopf seines Gegenüber wirklich mit rechten Dingen zuging. Der Mann schien geistig nicht ganz in Ordnung zu sein, dabei sah er so gesund und vernünftig und vertrauenerweckend aus.

Der Abenteurer wandte seinen Blick der schwarzhaarigen Brasilianerin zu, die die ganze Zeit über nur schweigend zugehört und selbst kein einziges Wort gesprochen hatte.

Sie nickt bedächtig. »Sie müssen ihm schon glauben, Ronald«, bemerkte sie und schien seine Gedanken erraten zu haben. »Wenn er etwas sagt, dann meint er es auch so…«

Noch eine Verrückte, dachte Ronald Jefferson, und es tat ihm leid um diese gutaussehend, attraktive Frau, die zu besitzen sich jeder Mann nur glücklich schätzen konnte…

*

Dennoch war etwas von einer Bestimmtheit in den Worten dieser Frau und ihres Begleiters, das ihn veranlaßte, trotz allem die Vorbereitungen in die Wege zu leiten.

Björn kehrte inzwischen mit Carminia auf das Zimmer zurück. Er nahm sie zärtlich in die Arme, küßte sie lange und sie erwiderte seinen Kuß.

»Wir werden bald mehr wissen, Schoko«, sagte er danach. »Ein Zweifel ist nun kaum mehr angebracht. Wir sind auf der richtigen Spur. Und damit auch Rani und Danielle. Bardon, Redgrave und jener sogenannte Terry bilden ein Dreieck, das wir uns in der Tat näher ansehen sollten.«

»Vielleicht gibt es noch mehr Ecken und Informationen, die wir noch gar nicht wissen«, entgegnete Carminia Brado. »Pepe ist

unterwegs. Jim und Arson. Camilla, Alan, Tina und Anke… vielleicht gibt es Neuigkeiten.«

»Ich werde nach Marlos gehen und nachsehen…«

»Diesmal bin ich an der Reihe«, sagte sie und tippte mit ihrem rechten Zeigefinger auf seine Nasenspitze. »Schone deine Kraft. Wenn du der ›schwarzen Hexe‹ tatsächlich auf der Spur bist, gibt es einiges zu tun. Du mußt sie entlarven und die Auseinandersetzung mit ihr kann dir kein Mensch abnehmen. Trotz aller Hinweise, die wir bisher erhalten haben, können wir nicht sicher sein, daß es auch die richtigen sind. Es ist immer gut, auch andere Informationen einzuholen…«

Carminia hatte recht.

Sie stimmten ihren Plan neu ab.

Bei allem, was er bisher über Redgrave gehört hatte, stimmte ihn nicht nur eine Sache nachdenklich. Da war außer der Tatsache, daß der Reporter hartnäckig einem Gerücht nachging und auch nicht davor zurückschreckte, mutterseelenallein die tödliche Einsamkeit und Weite des alaskischen Kontinents zu durchqueren, noch etwas anderes festzustellen.

Bill Redgrave legte Wert darauf, daß sein Vorgehen geheim gehalten wurde. Er hatte den Hotelangestellten offensichtlich darauf eingeschworen und auch dementsprechend »entlohnt«. Er wollte nicht, daß jemand seiner Spur folgte… Nur weil ein Unbeteiligter, nämlich Jefferson, zufällig mitbekommen hatte, worum es ging, gab es jetzt einen Hinweis.

Warum wollte Redgrave nicht, daß jemand, der sich unter Umständen nach ihm erkundigte, erfuhr, wohin er gegangen war?

Wollte er damit einer eventuellen Gefahr, über die nur er etwas wußte, vorbeugen?

Diese Erklärung erschien Björn Hellmark noch am vernünftigsten.

*

Wenige Minuten später versetzte sich Carminia Brado auf die Insel Marlos, jenes paradiesische Eiland zwischen Hawaii und den Galapagos, auf dem eine Handvoll Menschen Zuflucht vor den finsteren Mächten und den Gemeinheiten einiger Menschen gesucht hatte.

Björn blieb in Alaska zurück.

Er legte sich auf das schmale Bett, schloß die Augen und dachte über die Dinge nach, die sich da abzeichneten.

Zur verabredeten Zeit stand er ebenfalls nicht auf, sondern blieb liegen.

Er ließ seinen Doppelkörper entstehen.

An der Tür schälte sich wie ein Geist aus dem Nichts eine Gestalt und war im ersten Moment durchscheinend wie ein Schemen. Dann stand dort ein zweiter Hellmark und unterschied sich in nichts von dem, der entspannt und halb schlafend im Bett lag.

»Alte Schlafmütze«, murmelte Macabros. »Das warme Bett genießen und mich die ganze Arbeit tun lassen. Das hat man gern…«

Da Hellmark ohne Winterkleidung auf dem Bett lag, war logischerweise auch sein verdoppelter ätherischer Körper nicht damit ausgestattet.

Macabros schlüpfte in die dicken Wollsocken, zog Mantel, Mütze und Stiefel an und verließ dann das Hotelzimmer. Die schweren Schritte auf den Holztreppen waren bis in die Gaststube zu hören.

Die Treppe mündete in den Gastraum. Macabros betrat ihn gerade, als die Eingangstür geöffnet wurde und Ronald Jefferson auf der Bildfläche erschien. Ebenfalls in winterfester Ausstattung.

Macabros ging dem Amerikaner entgegen.

Für ihn war das Hellmark, der auf ihn zukam.

»Alles okay?« fragte Macabros.

»Mein Gepäck ist beisammen. Der Schlitten steht vor dem Haus. Die beiden Hunde, die mir noch geblieben sind, hängen schon an der Leine.« Jeffersons Stimme klang nicht so frisch wie sonst.

Ein paar Gäste, die im Schankraum waren, blickten den beiden Männern neugierig nach.

Ein alter Mann mit grauem Bart und schwarzem Rollkragenpullover murmelte halblaut vor sich hin und gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß um diese vorgeschrittene Zeit noch zwei aufbrachen, um die Stadt zu verlassen.

Jeffersons Schlitten stand drei Schritte vom Eingang entfernt.

»Und jetzt machen Sie mal Ihr Simsalabim, Björn«, sagte der Bärtige mit belegter Stimme. Man merkte ihm an, daß er sich selbst komisch vorkam, weil er sich auf diesen hirnrissigen Vorschlag eingelassen hatte.

Macabros ging um das Gefährt herum. Die beiden Hunde – der eine sah aus wie ein großer, weißer Spitz, der andere war schwarz wie die Nacht und war das Wolfsblut, von dem Jefferson berichtet hatte – hockten vor dem Gefährt und begannen zu knurren, als der Fremde an Ronald Jeffersons Seite schritt.

»Still«, stieß der Amerikaner nur hervor. Die beiden Tiere reagierten sofort, kuschten sich, knurrten länger und beobachteten mit wachsamen Augen jede Bewegung des Fremden.

»Simsalabim ist nicht nötig«, antwortete Macabros. »Es gibt Menschen, Ronald, die verfügen über parapsychische Fähigkeiten.«

»Telepathie… Telekinese… Teleportation«, zählte Jefferson auf. »Ich habe schon darüber gelesen.«

»Nun werden Sie so etwas erleben. Es ist ganz einfach. Nichts Außergewöhnliches, wirklich. In jedem schlummern die gleichen Anlagen. Nur sind sie bei einem verkümmert, bei dem anderen weiter entwickelt, bei einem Dritten sogar trainiert, so daß er sich ihrer durch diese lange Übungszeit problemlos bedienen kann. Fassen Sie die Leine an, Ronald…«

»Und dann?«

»Werden wir gemeinsam vor der Hütte Ihres Freundes ankommen…« Macabros berührte das Gepäck, das wohlverschnürt auf dem Schlitten lag.

Alles war mit allem und jedem in dieser Sekunde verbunden, unerläßliche Voraussetzung, daß die teleportative Kraft den gesamten Komplex erfassen konnte.

Macabros konzentrierte sich auf die einsame Hütte, die mehrere Wochenreisen von dieser Stadt entfernt in eisiger Abgeschiedenheit lag.

Schneeflocken umtanzten sie…

Jefferson wollte etwas sagen, da fühlte er einen leichten Ruck…

Einen Moment war es ihm, als würde er den Boden unter den Füßen verlieren.

Schneeflocken umtanzten sie noch immer. Der Schnee fiel dichter, der Wind blies heftiger…

Im ersten Moment fiel Jefferson dies nicht auf.

»Und, Björn?« fragte er, »es klappt wohl nicht mit Ihren ›Gedankensprüngen‹, wie? Ich…« Da blieben ihm die Worte im Hals stecken.

Die Umgebung! Sie war nicht mehr die gleiche! Die Straße, die Häuser, die Laternen waren verschwunden…

Ringsum lag eine weiße Einöde, über die sich nachtschwarzer Himmel spannte.

Mit leisem Überraschungsschrei fuhr Jefferson herum.

Da, halb verborgen hinter einer mächtigen Schneewehe und hochaufragenden Kiefern, türmte sich ein dunkler Hügel. Eine Hütte! Der Lichtschein hinter der dick vereisten Scheibe war kaum wahrnehmbar.

»Das ist… das ist…«, stammelte Ronald Jefferson.

»Die Hütte, zu der Sie wollten, Ronald«, setzte Macabros hinzu, weil dem Amerikaner die Stimme versagte. »Es hat auf Anhieb geklappt. Ihre Beschreibung war perfekt. Nochmals herzlichen Dank für Ihren Hinweis, Redgrave betreffend…«

Sie waren tausende von Meilen von der Stadt entfernt, in der ein grauhaariger Mann in dem Moment einen Blick durch das Fenster warf, als Macabros, Jefferson, die Hunde, Schlitten und Gepäck verschwanden.

Der Grauhaarige schluckte, hielt den Atem an und schloß einen Moment die Augen. Als er sie wieder öffnete, war die Straße vor ihm leer. Der Schlitten, die Hunde, die Männer – hatten sich in Luft aufgelöst.

»Sie sind weg!« rief der Alte in die Gaststube. »Aber der Schlitten ist keinen Meter gefahren…« Er hob resignierend beide Arme.

»Red' nicht solchen Unsinn, Tom«, mußte er sich von dem Kellner sagen lassen, der hier bediente und den Grauhaarigen lange genug kannte, um zu *wissen,* daß er oft und gern Blödsinn verzapfte. Tom trank zuviel. Man durfte nicht immer glauben, was er sagte.

»Diesmal stimmt's wirklich«, murrte der Alte. »Sieh' selbst nach, du wirst erkennen, daß ich recht habe…«

»Mit deinem Gerede vertreibst du uns noch die ganzen Gäste«, mußte sich der »Stammgast« sagen lassen. »Setz' dich auf deinen Stuhl und trink deinen Whisky…«

»Geh' zum Fenster.« Der Alte hatte zwar schon einige Doppelstöckige verkonsumiert, aber der Kellner wußte, daß sein Gast einiges vertrug.

Mit einem Murren auf den Lippen erfüllte er den Wunsch des Grauhaarigen und warf einen Blick durch das Fenster. Deutlich zu sehen war noch der Platz, auf dem der Schlitten und die beiden Männer gestanden hatten. Der fallende Schnee hatte erst eine hauchdünne Schicht darauf hinterlassen.

»Ja, sie sind weg… Hatten es ja auf einmal ziemlich eilig…«

»Vielleicht hat Jefferson ihn mit 'ner tollen Story gefangen«, meinte der alte Mann. »Im Yukon gibt es noch immer genügend Gold. Vielleicht weiß er wirklich, wo sich eine Stelle befindet, an der man es noch aus dem Fluß waschen kann…« Er tauchte neben dem Kellner auf. »Aber es sind keine Spuren zu sehen, nicht wahr? Der Schlitten ist nicht davongefahren…«

Der Kellner mußte dem Grauhaarigen recht geben.

»Alter Schwätzer, du siehst schon Gespenster… mach', daß du auf deinen Platz kommst. Der Schnee hat die Spuren verwischt, das geht schnell hier…« Der Kellner wollte sich mit seinen eigenen Worten beruhigen. Das mit dem Schnee stimmte schon, aber es ging nicht so schnell… und das bereitete ihm Kopfzerbrechen. Über das praktisch Unmögliche wollte er jedoch nicht sprechen, um nicht auch die anderen Gäste noch zu verwirren.

*

Macabros hielt sich keine Sekunde länger als nötig in der Gegenwart des verwirrten Ronald Jefferson auf.

Noch ehe der Amerikaner heftig an die Tür pochte und schon vom

Kläffen der neben dem Haus liegenden Schlittenhunde seines Freundes gemeldet wurde, verschwand Macabros auf seine spezielle Weise vom Ort des Geschehens.

Er konzentrierte sich auf die andere Hütte, einige hundert Meilen weiter südlich.

Seine Umgebung veränderte sich erneut.

Macabros war es, als würde er aus einem Nebel treten, als er materialisierte.

Weit und breit flaches Land, Schnee, so weit das Auge reichte.

Wo war die Hütte?

Hatte Jefferson ihn belogen?

Macabros trat einige Schritte weiter, hinein ins Dunkel. Seine Füße hinterließen tiefe Spuren im Schnee.

Der Boden fiel ab. Hinter der Senke fand er die eingeschneite Hütte, die er um einige Meter bei dem Teleportationssprung verfehlt hatte. Das tief herabgezogene Dach war mit hohen Schneemassen bedeckt.

Macabros war darauf gefaßt, daß die Schlittenhunde in wildes Gekläffe ausbrechen würden, wenn er in der Einsamkeit auftauchte.

Aber alles blieb still.

Diese unheimliche Stille berührte ihn auf eine eigenartige Weise.

Das war nicht normal…

Als er vor dem Eingang der Hütte stand, unter deren Dachvorsprung dicke Holzscheite aufgestapelt lagen, erblickte er auch die hochkant neben der Hauswand aufgestellten Schlitten.

Es waren zwei.

Mehrere steifgefrorene Pelze von Bibern hingen an rostigen Haken neben der Tür.

Aber dann sah Macabros etwas, das ihn entsetzte.

Vor der Tür lagen die Hunde.

Jemand hatte ihnen die Köpfe abgerissen…

*

Es waren insgesamt acht Tiere.

Ihr Tod war schon vor Wochen eingetreten.

Das Blut war in einer tiefer liegenden Schneeschicht versickert und gefroren. Längst war neuer Schnee hinzugekommen, der die grausamen Spuren fast völlig verdeckt hatte.

Daß Macabros erst drei Hunde fand, ergab sich aus der Situation.

Die Tiere lagen direkt vor der Tür. Es schien, als hätten sie in höchster Todesnot noch versucht, vor einem unbeschreiblichen Grauen in die schützende Hütte zu fliehen. Die Tür war zerkratzt, fingerdicke Splitter hingen noch in den Krallen der Hunde.

Unter dem Schnee einige Schritte seitwärts und davor stieß Hellmark dann auf die bretttharten Kadaver der fünf anderen Hunde. Auch hier lagen die Köpfe extra.

Die eisige Kälte hatte die Verwesung verhindert.

Schon dieses ungeheuerliche äußere Bild sprach eigentlich dafür, daß niemand mehr in der Hütte wohnte, daß sie verlassen war. Dies unterstrich, daß nirgends Lichtschein zu sehen war, und trotz der unbarmherzigen Kälte – die Macabros jedoch nicht empfand, da sein Körper nicht aus Fleisch und Blut bestand – kein Rauch aus dem Kamin stieg.

Aber – da war etwas!

Ein leises Geräusch, das sich innerhalb von Sekunden verstärkte und furchtbar anhörte.

Ein Klagen und Wimmern drang aus den Wänden und wurde zu qualvollem, langgezogenem Stöhnen. Es war ein Ruf, der – hätte Macabros' Leib nicht aus einer ätherischen Substanz bestanden –, ihn um den Verstand gebracht hätte.

Diesen Ruf hatte Ak Nafuur in seiner siebten Botschaft erwähnt.

Es war der Todesruf der schwarzen Hexe!

Als Macabros ihn vernahm, meinte er, sein Inneres würde sich nach außen kehren, unsichtbare Hände würden ihn packen und ihm sämtliche Glieder vom Leib reißen…

*

Sie war geduldig und wartete eine volle Stunde.

Danielle de Barteaulieé wußte, daß Ranis Mission Fingerspitzengefühl verlangte, daß sie Zeit erforderte.

Als noch mal eine halbe Stunde vergangen war, ohne daß der Inder zurückgekommen wäre, wurde sie jedoch langsam unruhig.

Die Französin verließ daraufhin ihren Platz hinter dem Kastenwagen und näherte sich dem Hotel.

Sie betrat nicht die Empfangshalle, um nicht auf sich aufmerksam zu machen. Sie riskierte auch nicht, bei dem Concierge nachzufragen, um sich nach dem Ehepaar Bardon zu erkundigen. Wenn da etwas faul war, würde sie nur die Weichen in eine Richtung stellen, die ihnen keineswegs lieb sein konnten. Der Gedanke, daß Rani etwas zugestoßen sein könnte, wurde mit einem Mal so stark in ihr, daß sie es mit der Angst zu tun bekam.

Sie mußte herausfinden, was mit Rani geschehen war.

Dazu setzte sie ihre Hexenkräfte ein.

Sie blieb im Schatten neben dem Eingangsportal stehen und konnte von hier aus sehr gut die Empfangshalle und die Rezeption überblicken.

Drei Leute hielten sich in der hellerleuchteten Halle auf. Der Concierge nahm gerade ein Telefonat entgegen. Das kam Danielle de Barteaulieés Vorhaben gelegen.

Der Mann war abgelenkt, und die Gäste in der Halle merkten sowieso nicht, was auf dem Tresen geschah.

Wie von Geisterhand bewegt, wurde dort das Gästebuch aufgeblättert. Die Seite, auf der die letzten Eintragungen standen, interessierten die Französin.

In diesen Minuten, da sie ihre Kräfte voll ausspielte, hatte sie auch Augen eines Adlers. Jedesmal wenn eine Seite umklappte, konnte sie erkennen, ob sie ganz beschrieben war oder nicht.

Sie brauchte nur wenige Sekunden, um die mit den Eintragungen vom heutigen Tag zu finden.

Und dann geschah etwas nicht minder Unheimliches und Faszinierendes: Die Seite wurde herausgerissen, ohne daß jemand Hand anlegte…

Das Buch blieb aufgeschlagen liegen, die herausgelöste Seite machte sich selbständig.

Danielle de Barteaulieé vermied es, die Seite durch die Luft fliegen zu lassen. Sie ließ sie vorsichtig auf den Boden fallen. Von dort aus rutschte sie über den Teppich, Richtung Tür und befand sich jetzt auf halben Weg zu der jungen Hexe, als der Concierge sein Telefonat beendet hatte und sich anschickte, den Hörer aufzulegen.

Wenn der Mann sich umdrehte, mußte er das große weiße Blatt sehen, das wie an einem unsichtbaren Faden gezogen dem Portal entgegenglitt.

Danielle de Barteaulieé wandte einen zusätzlichen Trick an.

Der Concierge fuhr plötzlich zusammen. Doch nicht wegen der über den Teppich wandernden Seite aus dem Gästebuch, sondern über die merkwürdigen Geräusche, die plötzlich aus dem Hörer klangen.

»Hallo?« fragte der Concierge. Erst kam ein dunkler Brummton, dem folgte die Stimme des Fräuleins vom Amt, die behauptete, daß unter dieser Nummer kein Anschluß vorhanden sei, schließlich entstand ein regelrechter Wellensalat, dem der Concierge erstaunt zuhörte, dann mehrere Male auf die Gabel drückte und die gesamte Anlage überprüfte. Dies alles nahm Zeit in Anspruch.

Und genau die mußte Danielle gewinnen.

Sie mußte eine halbe Minute herausschinden, denn die reichte ihr.

Das Blatt mit den Namen rutschte unter der Türritze durch und stieg dann wie auf einem warmen Luftstrom auf ihre nach vorn fassenden Hände.

Nur ein rascher Blick…

Da waren die Namen schon. Will Bardon und Frau Barbara… vierte Etage, Zimmer zwölf…

Danielle de Barteaulieé schickte das Blatt zurück.

Der Concierge war noch mit der Telefonanlage beschäftigt und suchte nach dem Fehler.

Aus dem Hörer meldete sich gerade die sanfte Stimme einer Frau. »Innenministerium, guten Tag…«

Der Hotelangestellte glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

Das Blatt wanderte auf den Tisch zurück, das Buch klappte noch mal an der betreffenden Stelle auf, und das Blatt fügte sich wieder an der Rißstelle zusammen, als wäre es nie herausgelöst worden…

Das ganze Manöver hatte keine sechzig Sekunden gedauert.

Danielle de Barteaulieé warf einen schnellen Blick auf den Telefonhörer, aus dem das Geschnatter Donald Ducks erklang, schnippte leicht mit dem Finger – und dann war alles wieder in Ordnung.

Freizeichen…

Der Concierge, dem der Schweiß auf der Stirn perlte, atmete hörbar auf.

Danielle verschwand im Schatten hinter der Säule, die die Überdachung vor der Treppe stützte, und versetzte sich mit einem Gedanken nach Marlos.

Helles Sonnenlicht umflutete sie. Sie hörte das Rauschen der Wellen und spürte die Wärme auf ihrer Haut.

Nur einen Moment…

Dann wieder zurück. Sie mußte in das Hotel ›Imperial‹, um sich zu vergewissern, wie weit Rani Mahay gekommen war, was sich überhaupt tat.

Ihr Ziel war die vierte Etage.

Dank der Kraft, die auf jeden überging, der sich eine gewisse Zeit auf Marlos aufhielt, konnte sie jeden Punkt der Erde durch Teleportation anvisieren und auch erreichen. Es war allerdings notwendig, daß eine solche Teleportation von der Insel aus eingeleitet wurde. Für jedes neue Ziel, das ihr am Herzen lag, war es erst notwendig, nach Marlos zurückzukehren. Die Teleportationen ließen sich allerdings nicht in unbegrenztem Maß durchführen. Es ging zwei- oder auch drei Mal ohne größere Schwierigkeiten ab, dann erschöpfte sich die Kraft und mußte erst durch eine mehrere Stunden währende Anwesenheit auf der Insel wieder aufgeladen werden.

Als Danielle de Barteaulieé sich wieder aus dem ewigen Sonnenschein löste, unter dem die Insel lag, hatte sie einen Moment das Gefühl, als würde unweit von ihr jemand ankommen. Sie glaubte in der Eile noch Carminia Brado erkannt zu haben…

Doch darüber machte sie sich jetzt keine weiteren Gedanken und unterbrach den ›Sprung‹ auch nicht.

Sie wollte über Mahays Schicksal mehr wissen. Das Gefühl, daß

dem Freund etwas zugestoßen war, verstärkte sich in ihr.

Die sonnige Umgebung wechselte über in eine andere, in der es kein Sonnenlicht mehr gab.

Ein langer Flur… In den Fensternischen standen große Kübel mit Grünpflanzen. An den Wänden zwischen den Nischen hingen Kugellampen, die angenehmes Licht spendeten. Der Teppich unter Danielles Füßen war eine kleine Kostbarkeit.

Doch auf alle diese Dinge achtete sie nicht.

Die Französin befand sich im Korridor der vierten Etage des Hotels ›Imperial‹. Ihre Aufmerksamkeit galt nur den Nummern über den Türen.

Raum 4/12 – das war das zwölfte Zimmer in der vierten Etage.

Danielle vergewisserte sich, daß sich niemand in ihrer Nähe befand und legte dann lauschend das Ohr an die Tür. Wenn sie Ranis Stimme hörte, war alles in Ordnung…

Da waren auch Stimmen. Sie unterhielten sich gedämpft miteinander, so daß sie einzelne Worte nicht heraushören konnte. Ein Mann sprach mit einer Frau. Rani Mahays markante Stimme war nicht zu hören…

Danielle de Barteaulieé lief zum Ende des Korridors. Dort öffnete sie das Fenster, warf einen Blick entlang der Hauswand und in die Tiefe.

Hinter dem Hotel war ein Gartenrestaurant, in dem jedoch die Stühle auf die Tische gestellt waren. Der Abend war kühl, es sah nach Regen aus. In einigen Zimmern brannte Licht. Der Schein lag wie ein matter Teppich auf den Baikonen.

Schatten bewegten sich hinter dem zugezogenen Vorhang des Zimmers Nr. 12.

Was ging dort vor?

Die Frau mit den Hexenkräften half sich auf ihre Weise.

Bis zu dem Zimmer der Bardons waren vier Balkone zu überwinden. Sie lagen weit auseinander. Man mußte schon Artist oder geübter Fassadenkletterer sein, um den Abstand zwischen den eisernen Gittern zu überwinden. Einen Sims, der an der Hauswand entlanglief, gab es nicht.

Danielle konzentrierte ihre Gedanken auf das eiserne Gittergeflecht.

Unter ihrem Blick schien es weich und nachgiebig, elastisch wie Gummi zu werden. Die Metallbänder streckten sich und waren plötzlich mit Leben erfüllt. Lautlos entrollten sich Mäandermuster, öffneten sich stilisierte Metallblüten und wurden zu Verbindungsstreben oder unterstützenden Gittern, die die Streben absicherten.

Die sich entrollenden Eisenstäbe schlugen eine Brücke bis unter

das Fenster, an dem Danielle de Barteaulieé stand.

Sie stieg auf die Fensterbank. Kein Mensch war weit und breit, der sie dabei beobachtete. Von dort aus lief sie über die primitive Eisenbrücke zum nächsten Balkon. Geschickt hielt sie sich an der dunklen Hauswand. Die Finsternis vereinfachte ihren Plan.

Noch ehe sie das Ende des ersten Balkons erreichte, beeinflußte sie bereits mit ihren magischen Fähigkeiten das Gestänge des dahinter liegenden.

Unter ihren Füßen gähnte der Abgrund. Doch dafür fürchtete Danielle sich nicht. Mit ihren Fähigkeiten konnte sie auch gut einen Sturz abfangen, wenn es sein mußte. Gefährlich wurde es nur, wenn ein ranghoher Dämon aus Rha-Ta-N'mys Reihen in ihrer Nähe weilte und ihre Kräfte kurzfristig neutralisierte. Dann war sie völlig den Kräften ausgeliefert, deren sie sich den Dämonischen zum Trotz bediente, nicht, um Menschen Schaden zu bringen, sondern um ihnen zu helfen.

Geduckt erreichte sie den letzten Balkon, der zu Zimmer 12 gehörte.

Hinter ihr rollten sich die Stäbe wieder in ihre ursprüngliche Form zurück, die Metallblüten entstanden wieder, die Balkone wurden wieder so, wie sie ursprünglich waren.

Das Fenster zum Korridor war geschlossen.

Danielle stand vor der Balkontür, hinter der sich die Schatten bewegten. Es waren die Silhouetten eines Mannes und einer Frau.

An der Wand neben dem Bett brannte ein abgeschirmtes Licht. Mehr Helligkeit wollten die beiden Bardons wohl nicht haben.

Noch mal mußte Danielle de Barteaulieé Magie anwenden, um einen Schritt weiterzukommen. Die Schatten hinter dem dichtgewebten Vorhang bewegten sich wie im Tanz, wie nach dem Rhythmus einer Musik, die sie nicht wahrnahm.

Danielle erkannte, daß beide die Arme emporreckten und geheimnisvolle Worte murmelten, die sie nicht verstand, so sehr sie sich auch bemühte. Es waren Worte aus einer fremden, ihr unbekannten Sprache.

Es schien, als würden sie mit oder an jemand ein geheimnisvolles, gefährliches Ritual vollziehen.

Rani Mahay!

Die Französin zögerte keine Sekunde länger, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Vollkommen lautlos lief das Geschehen ab.

Der dichtgewebte Stoff in Augenhöhe wurde dünner, als würde er an Substanz verlieren. Dann war er so fadenscheinig und großmaschig, daß es überhaupt keine Schwierigkeiten mehr bereitete, vom Dunklen ins Helle zu sehen.

Danielle erfaßte sofort die Situation.

Mitten im Zimmer spielte sich ein ritueller Vorgang ab.

Doch Rani Mahay war nirgends zu sehen!

Er lag nicht auf dem Boden, nicht gefesselt auf dem Bett – er war einfach nicht da.

Die Bardons mußten etwas mit seinem Verschwinden zu tun haben.

Die Bardons? Waren sie das wirklich noch, die da in hektischen Bewegungen durch den dämmerigen Raum tanzten?

Es waren zwei Skelette, deren Knochen nicht bleich und fahl waren, sondern schwarz wie die Nacht, und die um einen Gegenstand tanzten, der ebenfalls aus Knochen bestand, die sie mitten im Raum zu einer undefinierbaren Form aneinandergereiht hatten.

Mit etwas Phantasie konnte man darin ein kugelrundes Gesicht erblicken, dem links und rechts zwei übergroße Ohren angesetzt waren.

Drei, vier Sekunden war Danielle de Barteaulieé völlig im Bann dessen, was geschah.

Wer waren die Skelette? Die – Bardons?

Waren sie verhext worden? Wie Rani Mahay, von dem weit und breit nichts zu sehen war?

Ihre Gedanken fieberten.

Die schwarzen, tanzenden Knochengestalten standen plötzlich still. Genau im Kreis, den die kleinen schwarzen Knochen auf dem Teppich bildeten, erstand ein schwärzliches grünes Leuchten. Es war wie eine dicke, im Kern zähflüssige Masse, die zwischen den aneinandergefügten Knochen von der Mitte zur Seite auseinanderfloß. Wo die Knochen den Kreis begrenzten, blieb das schwarz-grüne Licht stehen und breitete sich nicht weiter aus.

Aus dem Brei wurde ein Gesicht, das sich mäßig aufhellte. Wäre das Antlitz bedeutend heller gewesen, würde der Ausdruck ›Mondgesicht‹ angebracht sein. Auch so war es ein Mondgesicht, kugelrund und aufgedunsen. Aber dunkel und höllisch aussehend, die Augen glühten in einem fürchterlichen Feuer wie die eines Höllenhundes.

Die schwarzen Lippen bewegten sich.

»Da ist eine. Sie beobachtet alles. Kümmert euch um sie!«

Die unheimliche Stimme kam aus dem schwarzen, dickflüssigen Gesicht und füllte den Raum.

Damit war sie, Danielle, gemeint!

Die Skelette wirbelten herum.

Danielle starrte in die dunklen Augenhöhlen. In ihnen glomm schwarzes Licht. Sie hatte nie zuvor ein solches Glühen gesehen und nie begreifen können, daß schwarz auch leuchtete… Der glühende

Kern im Mittelpunkt der sonst leeren Augenhöhlen schien ihren Blick zu bannen.

Hypnose!

Sie spürte einen Ruck. Etwas griff nach ihr. Ein fernes Rufen stieg in ihr auf und entwickelte sich rasch zu einem Schrei, der noch erstickt klang, aber sich mehr und mehr zu befreien schien.

Danielle de Barteaulieé begriff, das sie in tödlicher Gefahr schwebte.

Weg hier! signalisierte ihr Unterbewußtsein. Keine Sekunde länger aufhalten… Ein Gedanke genügte normalerweise.

Marlos!

Das Reißen und Ziehen wurde stärker, der Schrei heller.

Etwas zog sie, hielt sie – etwas anderes in ihr versuchte jene Aktion durchzuführen, die sie aus eigenem Willen tun wollte. Nach Marlos fliehen!

Sie kämpfte gegen die Macht, die sie an der Flucht hindern wollte, mit allen Kräften.

Sie wurde nach vorn gezogen, auf die Balkontür zu.

Sie meinte, gewaltige Hände würden sie nach vorn schieben.

Marlos! Marlos…! hämmerten ihre Gedanken. Warum verwischten die Konturen der Hauswand, des Fensters nicht?

Warum…?

Da flog sie nach vorn. Mit dem Kopf durchstieß sie die Scheibe der Balkontür.

Klirren… Scherben flogen in den Raum. Der Vorhang wurde zurückgerissen, ohne daß eines der schwarzen Skelette Hand angelegt hätte.

Magie!

Eine Sekunde war auch die Französin bereit, Magie einzusetzen und ihre Hexenkräfte voll ins Spiel zu bringen.

Der Vorhang!

Es ratschte, als sie sich auf das Spiel der Kräfte konzentrierte. Ein kurzer, heftiger Windstoß riß ihn von der Stange und schleuderte ihn klatschend gegen die beiden Knochengestalten, die darunter verschwanden.

Doch der Druck auf ihren Körper, das Reißen und Zerren in ihren Gliedern, ließ nicht nach.

Marlos!

Ein dritter, intensiver Versuch…

Schon fühlte sie, daß der aufsteigende Todesschrei in ihrem Innern sie an den Abgrund drängte, aus dem es kein Zurück mehr gab.

Da verwischten die Umrisse des Zimmers vor ihren Augen.

Sie stürzte einfach ins Nichts, fühlte sich jedoch noch immer bedrängt, als griffen unsichtbare, gierige Hände nach ihr, um sie

festzuhalten.

Sie meinte, etwas würde sich von ihr lösen.

Ihre Seele! Verließ sie den Leib?

Eine Ewigkeit kam ihr der Zustand vor, der folgte.

Sie wollte schreien, auf ihre Lage aufmerksam machen. Sie wußte, daß sie zwischen Manchester und Marlos irgendwo in einer übergeordneten Raum-Zeit-Ebene festhing, daß die Kräfte der anderen Seite sie vollends zurückzuziehen versuchten. Ihre Substanz zerbröckelte… sie würde sterben und…

Da – ein Ruck, daß sie meinte, der Kopf würde ihr von den Schultern gerissen.

Wie ein Sektkorken, der aus der Flasche schoß, stieß Danielle de Barteaulieé aus dem Nichts hervor. Das war kein weicher Übergang. Sie war zwischen der Seite, aus der sie kam, und der, zu der sie wollte, hin und her gerissen.

Mit einem Schmerzensschrei krümmte sie sich zusammen, flog einen Moment lang wie ein geschleuderter Stein durch die Luft – und kam hart auf.

»Danielle!« hörte sie noch den Schrei.

Da war jemand in ihrer Nähe, eine vertraute Stimme.

Jim, der Guuf! Sie war zu Hause – auf der Insel Marlos…

Dann wußte sie nichts mehr von sich.

Ihre Sinne erloschen, ihr Organismus, völlig durcheinander, funktionierte nicht mehr richtig.

Danielle versank in einer lautlosen, alles verschluckenden Schwärze…

*

Rani Mahay bewegte sich wie ein Schatten und war auf jeden Schritt bedacht, um sich durch eine falsche Bewegung nicht auch noch die Wilden auf den Hals zu laden.

Der Inder war nach wie vor darum bemüht, soviel wie möglich über seine neue Umgebung zu erfahren. Einen Trost hatte er: einiges wies darauf hin, daß er sich auf einer von Eingeborenen bewohnten Insel befand. Von wirklichen Dämonen und Schergen der Finsternis noch keine Spur. Doch da durfte man nicht zu sicher sein! Die Mächte aus Rha-Ta-N'mys Reich verfügte über tausend Masken und Gestalten, und er wußte einfach noch zu wenig über diese Welt, um sich ein abschließendes Urteil zu bilden.

Dafür sprach auch ein Phänomen, das ihn belastete. War er eine Zeitlang der Überzeugung gewesen, bei der Insel könnte es sich um eine wildromantische Bucht irgendwo im fernen Neuseeland handeln, mußte er enttäuscht diese Hoffnung zu Grabe tragen.

Wäre es so gewesen, hätte er sich sofort nach Marlos zurückversetzen und seine Mission in Manchester neu aufnehmen können.

Aber das funktionierte nicht…

Er hatte mehrere Anläufe unternommen und war außerstande, die Teleportation durchzuführen. Ein eindeutiges Zeichen dafür, daß Marlos sich eben nicht auf diesem Globus befand. Und dies wiederum erzwang die logische Schlußfolgerung, daß er auf einem anderen Stern weilte, der zum Glück atembare Atmosphäre und ein Klima aufwies, in dem Menschen leben konnten.

Der Schiffbrüchige – woher kam er dann? War er mit dem Wrack durch den Kosmos gesegelt? Eine verrückte Vorstellung! Was hatte den Mann hierher verschlagen? Nur ein Spalt zwischen Parallelwelten, ein Dimensionsloch, konnte auch ihm zum Verhängnis geworden sein. Jetzt kam es nur darauf an, festzustellen, auf welche Weise die Stelle durchlässig geworden war. Ein Vorgang, der sich natürlich abgespielt hatte? So etwas konnte passieren, wenn mehrere Dinge zusammen paßten. Wie im Bermuda-Dreieck verschwanden dann Menschen, Flugzeuge und Schiffe mitsamt Besatzungen und Passagieren und tauchten nie wieder auf – oder schwarze Magie war im Spiel und hatte sie beide in eine fatale Lage gebracht.

Mahay legte die wenigen Meter bis zum ersten Felsen zurück, der unten in der Bucht stand. Der Boden war steinig.

Mahay vergewisserte sich, daß keine Eingeborenen-Wachen herumstanden.

Die Lagerfeuer am Strand waren bis auf winzige glühende Reste herabgebrannt:

Im Schutz der Dunkelheit schlich der kräftige Inder an der steil neben ihm aufragenden Felswand entlang.

Der Abstieg hatte ihn, wenn seine Uhr ihn nicht im Stich ließ, etwas mehr als zwei Stunden gekostet. Welche Zeit wirklich auf der einsamen Insel herrschte, wußte er nicht. Jedenfalls wurde es Nacht. In Manchester war es jetzt wenige Minuten nach zwanzig Uhr… Auf mitteleuropäische Zeit war sein Chronometer noch eingerichtet. Das ließ er auch so.

Die erste Höhle war dunkel. Dennoch schlich der Inder auf Zehenspitzen hinein. Das Loch im Berg war groß und diente als eine Art Lager für die Eingeborenen.

Kisten und Truhen standen darin, Segeltuch bester Qualität, Taue und Haken hingen an den Wänden. Hier war all das gesammelt, was an Treibgut in diese und wahrscheinlich andere Buchten geraten war.

Der Inder verließ die Höhle.

In der folgenden brannte Feuer. Er sah den flackernden Widerschein an den rauhen, rissigen Wänden.

Rani Mahay schob sich näher heran, ging hinter einem Mauervorsprung in Deckung und hatte von hier aus eine hervorragende Übersicht.

Die Feuerstelle brannte mitten in der Höhle, die offensichtlich mehreren Familien Schutz und Unterkunft bot.

Rani sah hinten in den Wandnischen Frauen und Kinder liegen. Sie hatten die Beine angezogen oder lagen ausgestreckt. Einige Eingeborenen-Frauen hatten ihre Kinder im Arm. Die meisten lagen wie die Tiere auf dem blanken Boden, andere besaßen als Unterlage große Palmblätter oder bastgeflochtene, grobe Matten, andere wiederum hatten etwas von dem Treibgut mitgeschleppt. Tücher und Decken benutzten sie als Unterlagen.

Mahay sah junge Krieger auf dem Boden liegen und alte, grauhaarige Männer, spindeldürr und mit langen, buntgefärbten Röcken bekleidet.

Die Alten an der Feuerstelle legten trockene Holzscheite nach. In der Höhle herrschte eine furchtbare Luft, in der Mahay die Augen tränten und er zu ersticken glaubte.

Außer den Eingeborenen teilten mehrere Schweine und Ziegen den Wohnbereich mit ihnen. Aus dem Hintergrund vernahm der Inder das Gackern eines Huhns.

Der Inder beobachtete eine Weile die Szene und zog sich dann zurück. In die dritte Höhle warf er nur einen flüchtigen Blick. Genau das gleiche Bild.

Aber dann kam die vierte.

Schon äußerlich – durch den riesigen und verzierten Eingang – unterschied sie sich von den anderen. Bevor Mahay es riskierte, auch sie zu betreten, vergewisserte er sich, wieviel Höhlen es überhaupt gab.

Rechts neben dem großen Eingang gab es nochmals drei. Dann waren es genau – sieben! Sieben – eine magische Zahl…

Die mittlere Höhle war der Ort, an den man den Schiffbrüchigen gebracht hatte.

Während der Zeit des Abstiegs hatte Mahay immer auf seine Umgebung geachtet und die Eingeborenen vor den Höhlen und in der Bucht aufmerksam beobachtet. Er hatte weiter nichts Außergewöhnliches feststellen können. Demnach stand das, was man mit dem Fremden im Schilde führte, noch bevor. Oder der Mann war bereits gestorben, und es würde überhaupt nichts passieren. Dies alles aber waren Mutmaßungen.

In der Dämmerung und dem letzten, erlöschenden Glosen der Lagerfeuer sah Mahay die Form der Gestalten, die rings um den Eingang in Stein gehauen waren und riesige Gegenstände schleppten. Gegenstände, die um vieles größer waren als sie selbst.

Der Inder glaubte im ersten Moment, sich zu irren.

Er sah genauer hin. Nein, eine Täuschung war trotz der schlechten Lichtverhältnisse ausgeschlossen.

Die nur mit Lendenschurz bekleideten Inselbewohner schleppten riesige Knochen – wie von einem Giganten!

*

Ob es sich um Menschen- oder Tierknochen handelte, ließ sich auf die Schnelle und in der Dunkelheit nicht feststellen.

Mahay hörte die Geräusche, das Knistern von Flammen und sah gleich darauf den Widerschein.

Die Höhle war mindestens zehnmal so groß als die ersten, die er gesehen hatte.

In ihr schliefen keine Männer, Frauen und Kinder. Eine Handvoll Eingeborener hielt auch hier Wache am Feuer, einer war damit befaßt, sich um eine Gestalt zu kümmern, die man auf ein Blätterlager gebettet hatte. Das war der Schiffbrüchige. Und der sich über ihn beugte, dumpfe Worte murmelte und ihm einen mit geheimnisvollem Kräutersud getränkten Fetisch vor die Nase hielt, war der Medizinmann.

Es gab noch mehr zu sehen, und es war so grauenvoll, daß der Inder noch immer hoffte, bei allem, was er sah und erlebte, handele es sich nur um einen bösen Traum…

Aber der Traum ging weiter, und Mahay erwachte nicht, so sehr er sich auch bemühte.

Die Höhle war ein Tempel. Ein makabrer Tempel.

Die stützenden Säulen hatten die Form riesiger Knochen.

Die verdickten Enden waren die Kapitelle, die die gewölbte Felsendecke trugen.

In der riesigen Höhle gab es zahlreiche Nischen, aus denen aufeinandergestapelte Totenschädel grinsten.

Meterhoch waren Gerippe, Arm- und Beinknochen aufeinandergeschichtet.

Dies war ein Tempel und eine Gruft.

Die Eingeborenen schienen ihre Toten und ihre Opfer nicht in der Erde beizusetzen, sondern deren Gebeine in diesen Tempel zu bringen.

Mahays Blick irrte zu dem Medizinmann, der sich gerade erhob und den Männern am Feuer einen scharfen Zuruf schickte.

Die Alten und Krieger sprangen hoch.

Der Inder sah, daß der Schiffbrüchige am Boden sich rührte und leise stöhnte.

»W-a-s-s-e-r… Wasser«, kam es kaum verständlich über die Lippen des Geschwächten…

Die Eingeborenen verstanden ihn nicht. Und selbst wenn sie ihn verstanden hätten, war es fraglich, ob sie ihm aus den in der Ecke stehenden irdenen Krügen etwas gegeben hätten.

Die Wilden rissen ihre Speere und Dolche hoch. Die Spitzen und Klingen bestanden aus geschliffenem Stein.

Sie schwangen die Äxte über ihre. Köpfe, gaben gutturale Laute von sich, lachten und gerieten ob der Mitteilung des Medizinmannes außer sich vor Freude. Einer rannte davon und passierte Rani Mahay nur um Haaresbreite, ohne ihn zum Glück wahrzunehmen, um die Kunde jenen zu bringen, die offenbar darauf warteten.

In der eigenartig makabren Atmosphäre und dem Halblicht fletschten die Eingeborenen ihre Zähne.

Die Gebisse waren kräftig, die Zähne groß.

Es waren die Gebisse von Kannibalen…

*

Rani Mahay konnte sich nur denken, was man mit dem geretteten Schiffbrüchigen im Schild führte.

Die Gestik, die Freude darüber, daß' er noch lebte und der ganze Triumph der hier wartenden, wachenden Gruppe redeten eine deutliche Sprache.

Die Dinge erforderten sofort eine Entscheidung von ihm, und so blieb ihm keine Zeit mehr, die unheimliche Tempelhöhle näher in Augenschein zu nehmen. So konnte er nicht mehr feststellen, ob die riesigen Knochen, die als Säulen für die Decke Verwendung fanden, tatsächlich Knochen oder aus Stein gemeißelt waren.

Jedenfalls schienen Knochen, Skelette und Totenschädel in der Primitivwelt dieser Wilden eine große Rolle zu spielen.

Der Inder sprang plötzlich aus seinem Versteck nach vorn. Er gab einen markerschütternden Schrei von sich, daß die Krieger und Ältesten des Stammes erschreckt zurückfuhren und nicht begriffen, wie ihnen eigentlich geschah.

Da war eine dunkle Gestalt, die schnellte wie eine Raubkatze durch die Luft, faßte ein brennendes Holzscheit und riß es aus dem Feuer. Die Funken sprühten, und die Wilden kreischten, als Mahay mit ruckartigen Bewegungen auf sie zulief.

Mahay hatte das Überraschungsmoment voll auf seiner Seite.

Schon war er bei den beiden vordersten Eingeborenen und entriß ihnen die Speere, noch ehe sie begriffen, wie ihnen geschah.

Er versetzte den beiden völlig perplexen Kriegern einen Stoß vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, zu Boden stürzten und sogar noch zwei ihrer Stammesbrüder mitrissen.

Dann schleuderte er kurzerhand einen Speer mitten in den

Schädelberg, dem er am nächsten stand.

Es krachte hohl, als, die steinerne Spitze einen Totenschädel durchbohrte und die knöcherne Schädeldecke spaltete.

Ein Kopf darunter zerbrach durch die ungeheure Wucht, mit der der Speer auftraf. Ein Zeichen dafür, wie morsch das Skelett schon war…

Rani Mahay bewegte sich schnell wie ein Dreschflegel. Er warf die Eingeborenen zurück und war am Lager des fremden Seemannes, der eine zerschlissene Hose und ein rot-weiß gestreiftes, nicht minder zerfetztes Hemd trug.

Auf den ersten Blick konnte der Inder keine größere äußere Verletzung feststellen. Offenbar hatte der andere nur viel Wasser geschluckt und war durch den Kampf auf See mit den Urgewalten der Natur geschwächt.

Die Augen glänzten fiebrig. Wahrscheinlich hatte der Fremde Temperatur.

Mahay riß ihn empor. »Tut mir leid, Kamerad«, sagte er auf englisch, ohne dafür einen plausiblen Grund zu haben, »daß ich dich so hart anpacken muß. Manchmal kommt man eben um gewisse Dinge nicht herum, wenn man sein Leben retten will…«

»Tu’, was du für… richtig hältst«, antwortete da der andere mit schwacher, kaum verständlicher Stimme.

Er verstand die englische Sprache.

»… ich glaube, es ist das beste für… mich«, fuhr er stammelnd fort. »Dich schickt… der Himmel…« Er atmete schwach, jedes Wort strengte ihn an. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Mahay rannte, den Körper des Matrosen auf den Armen. Der Mann war nicht schwer. Aber je länger er mit dem Geschwächten unterwegs sein mußte, desto mehr würden auch seine Kräfte abnehmen und er das Gewicht mehr und mehr spüren.

»Kennst du dich hier aus?« fragte Rani, während er mit langen Schritten davoneilte in die Dunkelheit zwischen den Felswänden, wo das gespenstisch flackernde Licht des Feuers ihn nicht mehr erreichte.

»Nein, keine Ahnung…«

Rani jagte dem Ausgang entgegen.

Das Rumoren hinter ihm kündete an, daß sich die ersten Wilden aus der Erstarrung lösten. Dann tönten ihre Schreie auf, und sie begannen die Verfolgung.

Rani tauchte unter dem weitgespannten Felsentor mit den Knochenmotiven auf.

Hell und groß stand der Mond über der Bucht.

Das silberne Licht lag voll auf ihm, und er bot sich dar wie auf einem Tablett.

»Auch das noch«, murrte er.

Es wurde noch schlimmer.

Der Weg, den er kannte, den er gekommen war, ließ sich nicht mehr benutzen. Er war ihm abgeschnitten. Aus den beiden vorderen Höhlen rannten bewaffnete Eingeborene.

Es wimmelte vor ihnen von Feinden.

Da war ein Durchkommen unmöglich.

»Gib's auf«, stieß der Mann auf seinen Armen erregt hervor. »Laß' mich fallen und lauf um dein… Leben… gib' dich nicht mit mir ab.«

»Ruhe! Entweder wir schaffen es beide – oder keiner…«

»Du hast das Herz… eines Löwen… du hättest zu unserer Mannschaft – gehören sollen…«

»Dann wäre ich jetzt schon tot. Das hätte mir auch keinen Spaß gemacht«, sagte Mahay trocken.

Die Eingeborenen kamen von links und sperrten die Bucht in dieser Richtung ab.

Und sie kamen aus den Höhlen rechts neben dem Eingang zu dem makabren Tempel.

Es waren mindestens siebzig oder achtzig. Alle bewaffnet.

Mahay hielt sich rechts und lief am äußersten Rand der Bucht entlang, wo die ans Land schwappenden Wellen schon seine Schuhe durchnäßten.

Der Seemann war barfuß, stellte er dabei beiläufig fest.

Vor rechts, vom Mond beschienen, waren die Kanus zu sehen, die er in der Dunkelheit nicht wahrgenommen hatte.

Er eilte auf sie zu, immer rückwärts gehend, als müsse er seine Feinde im Auge behalten. Und genau das war es!

Mahay konzentrierte sich auf die Gegner in der vorderen Reihe.

Der Mann auf seinen Armen wandte müde und schwerfällig, als bereitete es ihm große Mühe, den Kopf und gab einen leisen, überraschten Aufschrei von sich.

»Die Kerle… spinnen. Was machen sie denn… jetzt?« fragte er kaum hörbar. »Die Speere… sie richten die Speere gegen sich selbst?«

»So sieht es aus«, grinste Mahay, der gespannte Aufmerksamkeit war.

Er war der Faktor, der diese komische Situation für die Eingeborenen auslöste. Doch das wußte der Fremde nicht.

Rani Mahay hatte in der ungesicherten Manege wilde Raubkatzen mit seinem bloßen Willen unter Kontrolle gehalten. Wenn Gefahr drohte, dann setzte er diese Fähigkeit auch bei Menschen ein, um – wie in diesem Fall – sein Leben zu retten.

Die Verwirrung der Insulaner war groß. Schreiend liefen sie nach allen Seiten davon, als die Krieger die Speere und Äxte nicht gegen die Feinde schleuderten, sondern sich damit angriffen.

Mahay, der bis über die Knöchel durch das Wasser watete, gewann

wertvolle Zeit.

Und die brauchte er auch…

Über die rechte Seite der steilen Felsen aus der Bucht zu fliehen, war ein selbstmörderisches Unternehmen.

An den glatten Wänden hochzukommen, schien einem einzigen Mann schon fast unmöglich. Mit einem Geschwächten auf den Armen hätte es an Zauberei gegrenzt.

Rani wünschte sich in diesen alles entscheidenden Minuten Danielle herbei. Sie hätten zwischen ihm und der Flut der Feinde eine Flammenwand entfacht, mit der die Eingeborenen eine Zeitlang zu tun gehabt hätten.

Er konnte sie nur kurzfristig aufhalten. Je weiter er sich von ihnen entfernte, desto schwächer wurde der Einfluß, den er auf ihren Willen ausüben konnte.

Um so schneller und übersichtlicher mußte er handeln.

Er setzte seine ganze Hoffnung in die Kanus.

Es waren insgesamt fünf, die auf dem flachen, steinigen Untergrund standen.

Die ersten vier stieß Mahay in das gurgelnde Wasser, wo sie rasche zwischen den Klippen zu schaukeln begannen und dagegen geworfen wurden. Dann kehrte er zu dem hintersten Kanu zurück, in dem er den Seemann zurückgelassen hatte.

Er schob es ins Wasser, sprang hinein und paddelte wie von Sinnen, um erstens den anrennenden Eingeborenen zu entkommen und zweitens das Boot gefahrlos durch die Klippen zu steuern.

Die Insulaner kamen kreischend näher, liefen durch das Wasser, stellten sich auf die Klippen und schleuderten ihre Speere nach den Fliehenden. Bei dem starken Wellengang und dem Schaukeln des Kanus war ein Zielen praktisch unmöglich. Mahay und sein Begleiter bekamen keine Schramme ab.

Rani zwang kurzfristig einige Insulaner unter seinen Willen, als sie ein Kanu eingefangen hatten und damit die Verfolgung aufnahmen. Er veranlaßte sie zu wenden und mit den Wellen solange gegen eine Klippe zu steuern, bis der Bug des Bootes platzte wie eine reife Frucht.

Die Wilden fielen ins Wasser und wurden von den Stammesangehörigen herausgefischt.

Mahay befand sich bereits jenseits der Klippen. Hier war das Wasser ruhiger.

Als er hinter dem Felsvorsprung war, ebbte der Lärm ab. Die Schreie der Eingeborenen erreichten sie nicht mehr.

Nur noch das sanfte Plätschern der Wellen war zu hören und das Plätschern, wenn er die Paddel eintauchte.

Mahay versuchte so schnell wie möglich, dem Gefahrenbereich zu entgehen. Ein ausgedehntes Schilfrohrfeld kam ihm zu Hilfe.

Er steuerte hinein. Die mehr als mannshohen Gräser boten einen ausgezeichneten Schutz.

Im seichten Wasser, nahe am Ufer, paddelte er langsam dahin. Immer wieder warf er einen Bück zurück.

Die Eingeborenen hatten offensichtlich Schwierigkeiten, ihre Verfolgung zu organisieren. Die Kanus waren weit hinausgetrieben worden. Sie zurückzuholen, kostete Zeit.

Mahay kam in einen ufernahen Bezirk, wo mächtige Bäume die Bucht zierten. Luftwurzeln, so groß, daß ganze Eisenbahn-Waggons unter ihnen hätten durchfahren können, bildeten einen mächtigen Brückenbogen.

Alle diese Vorteile nutzte Rani Mahay aus.

Aus der Ferne hörte er einige Male Zurufe in der Sprache der Wilden und nahm auch ein Kanu wahr, das mit bis an die Zähne bewaffneten Eingeborenen besetzt war. Aber in gefahrloser Entfernung glitt es durch den Schilfrohr-Dschungel.

In einer kleinen Bucht legte Mahay an, zog das Kanu an Land und hob dann den geretteten Seemann aus dem Boot.

Auf einem gewundenen Pfad stieg der Inder die Anhöhe hoch.

Am Himmel in nördlicher Richtung sah man einen zerfließenden, schwachen Schein. Ein rötliches Licht… Dort war ein Vulkankegel, der sein Blickfeld begrenzte.

Offenbar war dies eine Vulkaninsel.

Mahay zog sich ganz auf die bewaldete Anhöhe zurück. Von dort aus konnte er einige Buchten und das offene Meer überblicken.

Er sah, daß zwei Kanus mit Eingeborenen schließlich unverrichteterdinge wieder den Weg zurückkehrten, den sie gekommen waren.

Der Inder bettete den erschöpften Fremden auf den weichen Boden. Aus der Ferne erscholl ein dumpfes, leises Grollen. Es kam aus dem Berg. Der Vulkan machte sich bemerkbar, und ein brenzliger Geruch lag in der Luft.

»Etwas… erwischt uns hier«, sagte da der Mann auf dem Boden mit schwacher Stimme. »Den Eingeborenen… sind wir… entkommen… was jedoch der Vulkan unter Umständen… mit uns macht…, steht auf einem… anderen Blatt… Übrigens, ich heiße Jonathan… Erster Kanonier auf der… LUCKY STRIKE… die Reste in der Bucht vor… den Höhlen… das war mal ein stolzes Schiff…, ehe wir in den Sturm gerieten… alle gingen vor die Hunde… ich hatte in der Nacht davor Streit mit dem Käpt'n… im Rausch… ich muß ihm ein paar unangenehme Wahrheiten an den Kopf geworfen haben… das vor versammelter Mannschaft… das konnte er nicht auf sich sitzen lassen… er fürchtete eine Meuterei und wollte an mir ein Exempel statuieren… Ich wurde an einen Mast gebunden, alles war vorbereitet

zum Auspeitschen… Da kam der Sturm… die LUCKY STRIKE wurde zum Spielball der Gewalten… der Mast brach – ich wurde irgendwann ins Meer geworfen… alle anderen ertranken… ich kam davon… ein wahres Wunder… doch der Untergang der LUCKY war vorprogrammiert… hätten alle gewußt, wohin die Fahrt ging, keiner wäre an Bord geblieben, als das Schiff in Plymouth auslief… da komme ich übrigens her… Haymo, der Käpt'n… bisher hat er sich damit zufrieden gegeben, Handelsschiffe zu kapern… aber diesmal wollte er etwas anderes an Bord holen… das hat sie verhindert…«

Mit jedem Wort, das der andere sprach, wurde Rani Mahay nachdenklicher und begriff noch weniger.

Jonathan redete daher, als wäre er mit einem Piratenschiff auf die Insel gekommen…

Seine Andeutungen warfen nur neue Fragen auf.

»Von wem sprichst du, Jonathan?« wollte Rani wissen, »was hat ›sie‹ verhindert…?«

»Daß er… hinter ›ihr‹ Geheimnis kommt…«, nahm er den Faden wieder auf, »Haymo hat das Geheimnis von einem… sterbenden Seemann erfahren… ›die schwarze Mutter‹ oder ›schwarze Hexe‹ wird sie genannt… und man erzählt sich die tollsten Dinge über sie, wenn man Haymo und seinem Informanten Glauben schenken kann…«

Mahay zuckte zusammen. Der Begriff ›schwarze Hexe‹ war gefallen. Es gab noch mehr Menschen, die darüber Bescheid wußten!

»Was weißt du noch darüber, Jonathan?«

»Ich will… dir alles sagen, was ich weiß… aber ich muß erst etwas trinken… Wasser… hier muß es doch irgendwo Wasser geben… ich verdurste…«

Rani fühlte auch brennenden Durst.

Jonathan begann wirr zu reden. Der Inder legte ihm die Hand auf die Stirn. Sie fühlte sich heiß und feucht an. Das Fieber des Seemanns war wieder gestiegen.

Mahay ließ Jonathan aus Plymouth zurück und machte sich auf die Suche nach einem Bach oder einer Quelle.

Die Insel bot zum Glück alles, was sie zum Leben brauchten. Er entdeckte einen kleinen Bach, der aus einem Felsen sprudelte, und trug Jonathan dahin, der gierig das kühle Naß schlürfte.

Erst als Jonathan genügend Flüssigkeit aufgenommen hatte, bediente sich Mahay. Er formte seine Hände zu einer Schale und schöpfte das Wasser damit in den Mund.

»Kannst du weitersprechen, Jonathan?« fragte er leise und musterte das stille, blasse Gesicht des Mannes, der behauptete, Pirat zu sein. »Es sind nur einige wenige Fragen, die mich nicht loslassen. Über alles andere können wir später reden. Aber die Beantwortung zweier Fragen ist unerläßlich. Die Existenz der ›schwarzen Hexe‹ und

deine sowie meine Anwesenheit hier auf der Insel, Jonathan, sind die Schlüssel zu einem großen Rätsel…«

»Du sagst es…« Jonathan öffnete die Augen. Sie waren verschleiert. Man sah, wie der Mann gegen Schwäche und Fieber ankämpfte. »Was das erstere anbelangt, wird uns unsere Flucht wohl nicht viel nützen…« Wieder sah Jonathan den Inder fragend an.

»Ich bin Rani«, bemerkte Mahay da, als ihm einfiel, daß er dem anderen noch gar nicht seinen Namen gesagt hatte…

»Rani… ein sympathischer Name… er gefällt mir… wie du mir überhaupt gefällst… viel Hoffnung, Rani, können wir nicht haben… wir sind zwar den Wilden entkommen, aber sie werden uns zurückholen, sie haben die Macht dazu, glaub' mir… es hängt mit der ›schwarzen Hexe‹ und dem Todesruf zusammen. Wer ihn mal gehört hat, der ist verloren… Haymo ist das lebende Beispiel dafür. Er wollte die Insel finden, er hat sie gefunden und sie doch nicht erreicht… das Gesicht aus Knochen hat ihn gelockt. Ich habe selbst gesehen, wie… er sich mit ihm unterhalten hat… es waren Knochen aus dem Leib der ›schwarzen Hexe‹… jeder einzelne ist verzaubert und trägt den Fluch… ich gehe das Risiko ein, mich vor dir lächerlich zu machen. Ich weiß, Rani, ich habe Fieber… auch das weiß ich… manchmal kommen da Worte über meine Lippen, die meiner Kontrolle entgleiten, – aber ich weiß genau, was ich jetzt sage… und es ist die Wahrheit… nicht herausgefunden habe ich, was für eine Insel dies ist, auf der ich gestrandet bin. Aber daß ich dort angelangt bin, wohin Haymo persönlich wollte, das ist mir inzwischen klar geworden… es ist nicht Samoa, sind nicht die Fidschi-Inseln, nicht Tonga… aber die Eingeborenen sind Polynesien Sie haben die typischen Rassemerkmale… dies ist eine bisher noch unerforschte Insel. Haymo nannte sie immer nur ›die‹ Insel…«

»Wann, Jonathan, kam der Sturm auf? Was für ein Datum hatten wir da?«

In Rani Mahay keimte plötzlich ein furchtbarer Verdacht.

»Das kann ich dir genau sagen… wir schrieben den 16. April… den 16. April 1678.«

*

Einen Menschen aus Fleisch und Blut hätte dieser Angriff in der Luft zerrissen. Macabros geschah nichts. Die unheimliche Kraft zog sich aus ihm zurück. Der Todesruf erscholl weiter…

Das schreckliche Geräusch und die vorgefundenen Spuren, die auf ein grauenvolles Ereignis hinwiesen, veranlaßten ihn, das Innere der Behausung aufzusuchen.

Macabros machte sich nicht die Mühe, sich gegen die massive

Holztür zu werfen, um sie aufzusprengen. Hellmark, fast tausend Meilen vom Ort des Geschehens entfernt, versetzte seinen Doppelkörper mit einem kurzen Gedanken einfach in das Innere der Hütte.

Was Macabros sah und hörte, wurde im gleichen Augenblick auch Bewußtseinsinhalt des im Halbschlaf liegenden blonden Mannes im Dawson-City-Hotel…

Macabros materialisierte jenseits der Tür. Es dauerte einen Moment, ehe seine Augen sich an die Dämmerung gewöhnt hatten.

Die Hütte bestand nur aus einem einzigen großen Raum. Ein klobiger Tisch, einfache harte Stühle. Auf dem Tisch stand noch eine Schüssel mit den Resten einer Mahlzeit, die eingetrocknet war.

Es brannte nirgends ein Feuer, keine Kerze.

In dem Regal über dem Tisch aber stand ein Kerzenstummel in einem hölzernen Ständer und lagen Streichhölzer.

Macabros zündete die Kerze an.

Was er im flackernden Lichtschein sah, war atemberaubend.

In der Ecke gab es eine Art Schlafkoje. Darin lag ein Mann, dürr und trocken wie eine Mumie. Er mußte bereits seit Wochen oder Monaten hier liegen. Tot…

Er lag ganz friedlich, als hätte der Sensenmann ihn im Schlaf überrascht. Keine Anzeichen für einen gewaltsamen Tod waren vorhanden.

Macabros blickte sich weiter in der Hütte um, in der der unheimliche Ruf ihm durch Mark und Bein ging.

Er sah dunklen Nebel, der aus dem Boden stieg, aus den Wänden quoll, sich verdichtete und wieder dünner wurde, als würde ein Unsichtbarer damit spielen oder ein geheimnisvoller Luftzug durch den Raum fegen, der ihn wieder auseinandertrieb.

Nicht zu übersehen war die Tatsache, daß der schwarze Nebel aggressiv war.

Macabros wurde angegriffen! Die Kraft, die versuchte, ihn zu zerfetzen, wie es vor Wochen die Hunde draußen gepackt hatte, fiel ihn abermals an. Sie hüllte ihn ein und umfloß ihn wie ein amorphes Wesen, das ihn beschnupperte, um sich über ihn ein Bild zu machen. Aber die Angriffe verpufften. Die ätherische Substanz, aus der Hellmarks Zweitkörper bestand, unterstand nicht den Gesetzen des Lebens aus Fleisch und Blut. Nur da aber schien der schwarze Nebel etwas ausrichten zu können.

In das unheimliche Rufen, das wie ein klagendes Hirn und Nerven zerfetzendes Schreien aus der Einsamkeit tönte, mischte sich ein Geräusch, das direkt unter seinen Füßen entstand.

Macabros’ Blick ging nach unten.

Der schwarze Nebel stieg an ihm empor und umhüllte ihn stärker,

als wolle er verhindern, daß er sich dorthin wendete, was jetzt sein Interesse geweckt hatte.

In den hölzernen Boden war eine Falltür eingelassen.

Macabros stand genau auf ihr, ging dann zur Seite und bückte sich.

Eine schmale Lederschlaufe war tief in die Kerbe im Boden eingedrückt. Der Boden war an dieser Stelle ein wenig heller als sonst ringsum. Ein helles Rechteck, das offenbar sonst von einem Teppich bedeckt war.

Macabros hob die Bodentür an.

Flackernde Helligkeit gleißte von unten.

Macabros beugte sich nach vorn und sah in den fensterlosen, quadratischen Raum, in dem es nicht minder kalt war, wie hier oben in der Hütte, wo sich am eisernen Kanonenofen Eiskristalle zeigten und der Wind durch den Kamin fegte.

Im Keller standen mehrere Kisten und lagen Unmengen von leeren Flaschen und geöffneten Konservendosen.

Sie stapelten sich rings um einen freien Platz, der von mehreren Kerzen gespenstisch erhellt wurde, und eine unglaubliche Szene bot sich seinen Blicken.

Auf dem freien Platz lag ein Gesicht, das aus kleinen schwarzen Knochen zusammengefügt war. Das Antlitz war kugelrund und wies zu beiden Seiten Auswüchse auf, die sowohl als Ohren wie auch als Flügel bezeichnet werden konnten.

Ein schwarz-grüner Schein schwamm wie eine breiige Masse über dem runden Gesicht.

Das alles war schon bemerkenswert genug. Am ungeheuerlichsten aber wirkte das Geschöpf, das am unteren Ende des freien Platzes hockte, leise, kichernde Geräusche von sich gab, immer wieder auf das Gesicht starrte und mit nervösen Bewegungen in eine geöffnete Konservendose griff und die eiskalten Bohnen mit Speck verspeiste. Dazu benutzte er die schmutzigen, klammen Finger, die er manchmal an den Kerzenflammen wärmte.

Minutenlang hockte Macabros vor der offenen Bodenklappe und ließ die Szene auf sich wirken, die er nach und nach begriff…

Der Mensch, der da in Gestank, Unordnung und Kälte lebte, vegetierte nur noch dahin und schien nichts mehr über sich, sein Dasein und seine Person zu wissen.

Der Einsiedler trug einen dicken Fellmantel, der um seinen ausgemergelten, dürren Körper schlotterte. Da hätten drei oder gar vier seiner Sorte hineingepaßt.

Der Mann hatte nur noch dünne Arme, die mit einer braunen, pergamentenen Haut überzogen waren.

Genauso war sein Gesicht: Wächsern, spitz und knochig. Der Kopf glich mehr dem eines Toten als eines Lebenden.

Dieses Gesicht wandte sich dem unerwarteten Eindringling entgegen, als der seine Kerze nach unten hielt.

Da wußte Macabros plötzlich, wen er vor sich hatte.

Das war zwar nur noch ein knöcherner, mit brauner Haut überzogener menschlicher Schädel, in dem die dunklen Augen wie Kohlen glühten, aber die typischen Erkennungsmerkmale – die scharf gebogene Nase und die hohe Stirn – waren noch erhalten.

Das war – Bill Redgrave, der ehemalige Freund Will Bardons, in dessen Augen der Wahnsinn glühte…

*

Der Mann wich zurück, schüttelte heftig den Kopf, daß die dünnen weißen Haare flogen, und winkte mit beiden Händen ab.

»Nicht… stören… alles umsonst…«

Er grinste und fuhr sich mit einer nervösen Bewegung durch das Haar.

Macabros kam vorsichtig die Leiter herab.

Der Alte richtete sich auf.

»Vorsichtig, nicht hineintreten, nicht zerstören!« sagte er mit Grabesstimme.

Er hielt in der einen Hand die angebrochene Konservendose, mit der anderen pickte er einzeln ein paar Bohnen heraus und stopfte sie sich zwischen die schmalen Lippen.

Richard Patrick hatte Björn Hellmark ein Bild gezeigt, das Redgraves Konterfei trug.

Darauf war Redgrave ein Mann Mitte Dreißig. Das war er auch jetzt noch. Aber Strapazen, Entbehrungen, Einsamkeit- und die Beschäftigung mit schwarzmagischen Dingen hatten seinen Körper ausgelaugt.

Redgrave war nur noch ein Schatten seiner selbst, und wahrscheinlich sah er noch elender aus, was sicher nur dadurch kaschiert wurde, daß er einen mehrere Wochen alten Bart trug. Der war weiß und ungepflegt.

Bill Redgrave sah aus wie ein Mann von achtzig…

Er blickte den Ankömmling an, ohne sich dafür zu interessieren, woher er kam, wer er war und was er wollte. Redgrave nahm sein Auftauchen einfach hin.

»Mach die Klappe zu… andere brauchen nicht auch noch zuzusehen«, kicherte er, ohne die Konservendose wegzustellen.

Macabros befolgte den Ratschlag, und Bill Redgrave quittierte es mit einem zufriedenen Grunzen.

»Das ist mein Reich – und das der ›Schwarzen Hexe‹!« fuhr er kichernd fort und wandte seinen Blick wieder dem stilisierten

Mondgesicht zu.

Macabros umrundete das Gebilde.

»Siehst du, was ich sehe? Ist es nicht großartig?« fragte Redgrave, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Ich hatte recht, verstehst du? Ich hatte immer recht… Ich mußte nur jemand finden, der mir bestätigen konnte, was Will Bardon seinerzeit mit aller Kraft abstritt…« Er lachte irr und warf die Dose schließlich kurzerhand in die Ecke zwischen das andere Gerumpel, ohne daß er den Inhalt aufgebraucht hätte. Ein Teil der dicken Suppe schwappte über die Wand und tropfte auf eine alte Kiste herab. Nur weil es kalt hier unten war, entwickelte sich kein so penetranter Gestank durch die ungenießbar gewordenen Lebensmittel, die Redgrave während der letzten drei Wochen angebrochen hatte…

»Terry ist tot, nicht wahr?« fragte Macabros und dachte an die ausgedörrte Leiche oben in der Hütte.

»Kann sein…«, Redgrave zuckte die Achseln und ging nicht weiter auf dieses Thema ein, es schien ihn auch nicht zu interessieren. Nur das von schwarzen Knochen gebildete Mondgesicht und der geheimnisvolle Schein, aus dem heraus der schwarze Nebel entstand und sich auch wieder zurückzog, bannte ihn und zwang ihn offensichtlich seit nunmehr drei Wochen, nichts mehr anderes zu denken und zu tun. Seitdem er das Dawson-City-Hotel verlassen hatte, war er um vierzig Jahre gealtert und hatte gefunden, was er immer suchte: Bestätigung!

»Terry – war auch ein Tausendsassa –, ein Abenteurer, der die Welt kannte, der lange Zeit in Neuseeland lebte«, erzählte er unaufgefordert. »Er ist Bardon ein einziges Mal im Leben begegnet… erstaunlich, nicht wahr? Und auch Terry besaß eine kleine schwarze Statue, nicht größer als eine Hand… eine nackte Frau – aus schwarzem Stein, so dachte mancher… aber das war nicht richtig. Der Stein war kein Stein, sondern ein blanker, bearbeiteter Knochen… ein Knochen aus dem Körper der schwarzen Hexe, der schwarzen Mutter – oder wie immer sie in Legenden, die man sich nur zuraunte und hinter vorgehaltener Hand erzählte, auch heißen – mochte…

Sie existierte schon, als es die Erde noch nicht gab. Sie stammt nicht von dieser Welt, kommt von einem anderen Stern… eine böse, eine gefährliche Macht… Bardon hat es immer gewußt, aber er hat es abgestritten. Unsere Freundschaft ist darüber zerbrochen…«

Es war erstaunlich, was an Einzelheiten herauskam.

In einer bestimmten Richtung funktionierte das Gedächtnis dieses Mannes, der sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten konnte und zitterte, wenn er die Hand hob, noch recht gut.

»…auch Bardon hatte eine Statue – wer den Mechanismus fand, sie zu zerlegen, konnte sich der Macht der ›schwarzen Hexe‹, die auf

einem anderen Stern zu Hause war, jederzeit bedienen«, fuhr er fort. »Willst du sehen, woher sie kommt?«

Macabros nickte.

Redgraves eigensinnige Art ersparte ihm manche Frage.

Es grenzte überhaupt an ein Wunder, daß der Verrückte noch lebte.

Durch jenen rätselhaften ›Terry, den Globetrotter‹, war er hinter ein Geheimnis gekommen, das ihn seit Jahren beschäftigte. Er hatte das Tor zur Welt der ›schwarzen Hexe‹ weit aufgestoßen. Und es war das eingetreten, was Ak Nafuur in seiner siebten Botschaft mit ganzer Kraft beschworen hatte: Tod oder Wahnsinn!

Terry, der Globetrotter, hatte den Tod gefunden. Wahrscheinlich war er freiwillig verhungert. Bill Redgrave hatte der Wahnsinn gepackt. Alle, die sich mit der unheimlichen Person der ›schwarzen Hexe‹ befaßten, mußten daraus eine Konsequenz für ihr Leben ziehen.

Redgrave vegetierte seit Wochen hier unten in der Dunkelheit vor sich hin und schien nicht mal zu ahnen, was er mit seinen rituellen Experimenten für eine fruchtbare Kraft geweckt hatte. Wahrscheinlich wußte er nichts vom Tod der Schlittenhunde draußen vor dem Haus. Sie waren zerrissen worden von den Kräften, die durch den schwarzen, sie ständig umwehenden Nebel Gestalt angenommen hatten.

Redgrave war dem Tod näher als dem Leben. Wahrscheinlich nahm er nur zwischendurch diese kleinen kalten Mahlzeiten zu sich. Und das hatte ihn am Leben erhalten. Wahrscheinlich schlief er auch nur noch stunden- oder gar minutenweise, weil er den gefährlichen Visionen, die sich im Gesicht zwischen den schwarzen Knochen zeigten, nicht mehr wiederstehen konnte.

Redgrave wußte viel über die ›schwarze Hexe‹, über die Hellmark erst durch die Botschaft Ak Nafuurs etwas erfahren hatte. Und Macabros war erstaunt über die Parallelität der Ereignisse. Da erhielt er einen Auftrag, sich auf die Suche der ›schwarzen Hexe‹ zu machen und mußte mit einem großen Unbehagen feststellen, daß es von ihr mehr Spuren auf der Erde gab, als er ahnte. Da gab es mehrere Menschen, die sich mit dem Phänomen ihrer Existenz beschäftigten, Menschen, die dabei auf der Strecke geblieben waren.

Macabros stellte sich neben Redgrave, um aus dem gleichen Blickwinkel auf das durch Knochen geformte Gesicht sehen zu können.

Der Eindruck, den er gewann, erfaßte ihn tief.

Er glaubte durch den schwarz-grünen, zerfließenden Nebel hineinschauen zu können in die Tiefe des grenzenlosen Universums. Da waren wirbelnde Galaxisspiralen, ferne Sonnen, deren Licht grell ins All schoß, andere, deren Kraft längst erloschen war, und die als rote, pulsierende Bälle im Nichts hingen…

Planeten glitten vorüber. Fremde Welten, manche umgeben von schimmerndem Kristall und Gasringen, so daß sie am ehesten eine Ähnlichkeit mit Saturn hatten. Kalte, zerklüftete Trabanten zeigten sich in diesem Gesicht, das vergleichsweise als Loch zu bezeichnen war, weil es den Blick in unerforschte, unbegreifliche Tiefen lenkte.

Und dann kam ›es‹… es war keine Welt – und doch eine!

In den dunklen Augen des Mondgesichtes erstand fahler Schein, und Macabros wurde veranlaßt, sich wie ein Hypnotisierter nur noch auf die Augen zu konzentrieren.

Einen Moment vergaß er, wer er war, was er wollte und wo er sich befand.

Die Bilder nahmen sein ganzes Bewußtsein, seine Seele gefangen, und er meinte, hineingerissen zu werden in den Ablauf der Geschehnisse, die er zu sehen bekam.

Die gigantische Burg tauchte auf. Lautlos glitt sie aus dem schwarzen Nichts hervor und war umgeben von schwarzem Nebel, der sich nur allmählich auflockerte.

Die Burg war groß wie ein Mond. Steil und bizarr ragten verschiedenartig geformte Türme in die Höhe. Zinnenbewehrte Mauern wuchsen aus dunklem, granitenem Gestein, unzählige Erker, kleine und große Türme bestimmten die Form jener ›Welt‹, die in den Augen des Knochengesichtes schwebte, und die Macabros nur noch vor sich sah, während alles andere rings um ihn in Dunkelheit und Ferne versank.

Das ›Haus der schwarzen Hexe‹ sah aus wie ein trutzige, phantastische Burg, hinter deren Mauern ein geheimnisvoller, mächtiger Magier lebte und nur darauf zu warten schien, daß jemand in seine finstere Burg kam, den er verzaubern konnte… Kerzengerade führten verwitterte Treppen auf ein riesiges Tor zu, das verschlossen war.

Die Burg stand auf einer massigen, schwebenden Plattform. Doch sie schwebte nicht aus eigener Kraft, sondern sie wurde getragen.

Vier kugelrunde, geflügelte Köpfe, beinahe zart und harmlos aussehend wie aus dem Bilderbuch eines Kindes, hingen unter den vier Enden der Plattform.

Die Gesichter waren rosig, mondgesichtig, menschlich. Sie schienen etwas Engelhaftes auszudrücken. Aber das war eine Falle. Der Magier – oder wer immer hinter den mächtigen Mauern dieser Weltraumburg lebte – schien Interesse daran zu haben, Neugier zu wecken, Harmlosigkeit vorzutäuschen, um dann um so grausamer zuschlagen zu können. Denn was hinter der zauberhaft wirkenden Fassade wirklich lebte, sollte und durfte wahrscheinlich keiner wissen…

Aber Macabros erfuhr es in dem Moment, als er benommen und

verwirrt die Bilder in sich aufnahm.

Die Reise durch das Universum mit der Burg der ›schwarzen Hexe‹ war das Werk weniger Sekunden, die ihm jedoch vorkamen wie eine Ewigkeit. Die schwarze Hexe jenseits der Mauern war ein ungeformtes, amorphes Wesen. Hinter den halbrunden Fenstern und verglasten Lochern war schattenhafte Bewegung. Schwarzer Nebel… Nebel, der intelligent war, der lebte… und der nur einen Wunsch hatte: seine Art zu verbreiten, anderes Leben kennen zu lernen und zu unterdrücken.

Der ›schwarzen Hexe‹, die so gänzlich anders war, als Hellmark sie sich vorgestellt hatte, brachte man wie einer Gottheit Opfer dar.

Sie wanderte durch das All. Raum und Zeit waren bedeutungslos für sie. Unter Milliarden und Abermilliarden Sonnen und Milchstraßen eines grenzenlosen Universums gab es zahllose belebte Welten. Manchmal stieß sie auf welche, und dann tauchte sie dort auf.

Geheimnisvolle Mythen und Legenden auf diesen Welten waren im Umlauf. Vielerorts wußte man etwas von der ›schwarzen Hexe‹, in anderen Regionen des Weltraums kam es zu Erstbegegnungen. Ein Wesen, das dämonischen Mächten wie Mandragora, Phantoma und Rha-Ta-N'my begegnet war, das über eigene finstere Magie verfügte, trug viel Unheil in seinem ›Herzen‹.

Denkende Wesen, ob weiter entwickelt oder auf einer primitiven Stufe, waren neugierig. Dies überwand meistens auch die Angstschwelle. Das machte sich die ›schwarze Hexe‹ zunutze.

Sie lockte diese Neugierigen in ihre Burg, um sie zu sehen, um sie zu erforschen, um einen Teil ihrer Art auszugießen und zurückzulassen. Auf vielen Welten verehrte man das Wesen in der Weltraumburg, das in die Mythen einging. Überall – da oft Jahrtausende zwischen ihrer Ankunft hier oder dort lagen – wurde dieser Mythos ein anderer.

Aber die Zusammenhänge waren zu erkennen, wenn man sich bemühte.

Man brachte der ›schwarzen Hexe‹ Opfer dar. Menschen und Tiere. Sie wurden vor dem Tor der Weltraumburg zurückgelassen und verschwanden zu nachtschlafender Zeit, wenn der dichte schwarze Nebel die mächtige Behausung umwogte.

Wer einmal hinter das Tor geriet, war verloren. Hinter ihm lebte ein körperloser Titan – ein Menschenfresser?

Die Skelette der Opfer – wurden sie hinter den massigen Mauern für alle Zeiten aufbewahrt?

Auf ihrem Weg durch die Sonnensysteme und Galaxien streifte in einer fernen Zeit die Weltraumburg auch das System der Sonne, in der die Erde als dritter Planet beheimatet war.

Die ›schwarze Hexe‹ fand auch hier Kontakt, und man brachte ihr

Opfer dar. Geheimnisvolle und stark verfremdete Legenden würden diesen Kontakt wahrscheinlich bloßlegen, wenn man sich an die Entzifferung manch schwierigen Textes machte.

Menschen wurden geopfert – der Fremden, die mit dem ›Himmelswagen‹ kam, deren Gesicht niemand kannte, und die etwas zurückließ.

Etwas, das vermutlich seit Jahrhunderten, Jahrtausenden oder Jahrmillionen in der Weltraumburg aufbewahrt wurde: Knochen. Schwarze Knochen… Knochen jener Opfer, die man ihr einst darbrachte oder die sie selbst tötete. Diese Knochen waren magisch aufgeladen, dämonisiert... eine Kraft ging von ihnen aus, die Menschen in den Tod oder in den Wahnsinn lockten.

Und Macabros spürte selbst die Kraft, die aus den schwarzen Nebeln aufstieg, auch ihn bezirzte, lockte und vergiftete… mit Bildern und Gefühlen der Sehnsucht nach dem Tod…

Diese Stimmung wurde weitergegeben.

Über den ätherischen Leib seines Doppelkörpers empfing Björn Hellmark die Unruhe, den Gedanken des Wahnsinns und des Todes.

Es war wie ein Traum, der ihn mehr und mehr ergriff. Der leichte Schlaf wurde tiefer. Instinktiv wehrte sich Hellmark, der so weit vom Ort des Geschehens entfernt in dem kleinen Hotelzimmer die Auswirkungen eines bösartigen, dämonischen Geistes fühlte.

Er warf unruhig den Kopf hin und her, Schweiß perlte auf dem Gesicht, und seine Finger krallten sich in die Wolldecke, die er über seinen Körper gezogen hatte.

Er stöhnte und hatte das Gefühl, als würde sich etwas von ihm lösen, als würde das Leben langsam aus seinem Körper weichen wie Luft aus einem undichten Gummischlauch…

*

»Neeeiiiin!«

Der Schrei kam über seine Lippen, ohne daß er es bemerkte.

Macabros riß sich los aus dem Bann, der seine Sinne gefangennahm. Tod und Wahnsinn durchfluteten ihn und wollten ihn – und damit Björn Hellmark – zu Fall bringen.

Macabros trat gegen die zusammengelegten Knochen, die das Gesicht formten.

Ein Fauchen stieg aus dem schwärzlichen Nebel auf, als würde eine Raubkatze zum Sprung ansetzen.

Ein wilder Aufschrei aus dem Mund eines Wahnsinnigen…

Bill Redgrave!

Er begriff und verstand nichts mehr, als das Gesicht der ›schwarzen Hexe‹ durch Macabros’ Fußtritte zerstört wurde.

Er sah sich als Verwalter einer Macht, die ihn in den Wahnsinn getrieben hatte, der er verfallen war wie ein Süchtiger dem Rauschgift.

Er handelte wie ein Mensch, der keine Skrupel mehr kennt, der nichts mehr von sich weiß, dessen Gehirn zerstört ist.

Er machte eine halbe Drehung, griff nach einer Axt, die gegen die Wand lehnte, und riß sie empor. Mit ungeheurer Wucht traf die Waffe auf Macabros' Schulter, der von dem schwarzen Nebel noch völlig eingehüllt war und nicht sah, was vorging. Redgrave dagegen schien mit seinen Blicken die Atmosphäre durchdringen zu können.

»Stirb!« gellte Redgraves wahnwitziger Schrei durch den eiskalten Keller. »Du bist nicht würdig, die Wahrheit zu schauen.«

Die Axt bohrte sich in Macabros' Körper. Einem Menschen aus Fleisch und Blut wäre der Arm von der Schulter getrennt worden. Die Axt steckte fest in der Schulterpartie, aber Hellmarks Doppelkörper blutete nicht und empfand nicht den geringsten Schmerz.

Die feinstoffliche Substanz war nicht angreifbar, nicht zerstörbar. Hitze und Kälte konnten sie nicht vernichten, selbst im Inferno einer Atomexplosion konnte ein solcher Leib nicht vergehen. Es sei denn, daß der Verursacher dieses Zweitkörpers starb. Dann zerbrach auch das unsichtbare geistige Band, das die beiden Körper auf geheimnisvolle Weise aneinanderkettete. Macabros 'konnte nur existieren, wenn ein ständiger Energiestrom aus dem Originalkörper erfolgte…

Als Redgrave sah, daß die Axt im Körper des anderen steckte, ohne daß dieser zu Fall kam, ohne daß das passierte, was er erwartete, schrie er auf wie ein tödlich verwundetes Tier.

Er schlug und trat um sich, brachte dabei mehrere brennende Kerzen zu Fall, und die leckenden Flammen fanden in dem alten Teppich und dem leicht brennbaren Gerümpel sofort reichlich Nahrung. Eine Kerze flog in hohem Bogen in die hinterste Ecke. Dort stand in einem kleinen Kanister ein Vorrat an Benzin. Der Kanister war wenige Augenblicke später nach dem Entzünden des trockenen Anmachholzes, das da lagerte, in helle Flammen gehüllt, und es war nur eine Frage der Zeit, bis der Kanister in der entstehenden Hitze explodierte.

Redgrave entwickelte ungeheuerliche Aktivität. Er erklomm die Leiter, und es war erstaunlich, wie schnell er nach oben kletterte in seinem geschwächten Zustand.

Er kroch aus dem Bodenquadrat in die Hütte.

»Redgrave!« ertönte Macabros' Stentorstimme. »Bleiben Sie stehen!«

Er riß sich die Axt aus der Schulter und schleuderte sie in die Flammen, die eine Kellerwand schon völlig umgaben.

Durch den Nebel- und Rauchschleier nahm er wahr, wie sich die Formation der schwarzen Knochen veränderte, als würde eine unsichtbare Hand sie zusammenschieben. Sie bewegten sich wie kleine, selbständige Lebewesen und schrumpften, während sie sich einander näherten, zu einer Statue zusammen, die einen nackten, weiblichen Körper zeigte.

Die schwarze Knochenmasse aber blieb von dem Feuer ringsum nicht verschont. Flammen rasten über sie hinweg, und Macabros sah, wie die Knochen-Statue zu schmelzen begann. Gleichzeitig hörte die Entwicklung des schwarzen Nebels auf. Er wurde dünner und schien von dem dafür stärker werdenden Qualm aufgefressen zu werden.

Innerhalb weniger Sekunden entstanden ringsum prasselnde Flammenwände. Die Hitze wurde unerträglich.

Nicht für Macabros.

Ihm tränten weder die Augen, noch wurde ihm auch nur ein Haar angesengt.

Er lief durch das Feuer, schwang sich an der schon brennenden Holzleiter hoch und eilte durch die Hütte.

Die Tür stand weit offen. Eisiger Wind fegte herein.

Vor ihm lief Redgrave, ein dunkler Schatten, mit wehendem, weit offen stehendem Mantel.

»Redgrave!« tönte Macabros’ Stimme durch die weiße Einsamkeit Alaskas. »Wo wollen Sie denn hin? Bleiben Sie stehen… ich kann Ihnen helfen…«

Er brauchte die Verfolgung nicht Schritt für Schritt hinter sich zu bringen. Im nächsten Moment versetzte Björn Hellmark seinen Zweitkörper in Redgraves unmittelbare Nähe.

Macabros’ Absicht war es, den Mann, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, der nur noch torkelte wie ein Betrunkener und dem die eisige Kälte zusetzte, weil er keine Fellmütze trug und den Mantel nicht geschlossen hatte, von hier fortzubringen.

Vielleicht konnte man Redgrave doch noch helfen und seinen verwirrten Geist zurechtrücken. In einem Sanatorium in der Nähe von London, oder in einer Heilanstalt bei New York…

Er überlegte gerade, wohin am besten er sich versetzen könne, als er aller weiteren Handlungen enthoben wurde.

Ein letzter Rest des verwehenden schwarzen Nebels, der ihnen von der Hütte aus gefolgt war, umfloß den wankenden Redgrave. Wie eine wild um sich selbst drehende Spirale wirbelte der Nebel um Redgraves Körper und erfaßte auch noch Macabros.

Er spürte nur eine kurze, ruckartige Bewegung, die ihn leicht nach vorn taumeln ließ. Aber für Redgrave war es die letzte Entscheidung. Er verschwand mit dem Nebel.

Der Reporter, der dem Ruf der ›schwarzen Hexe‹ folgen mußte, ob

er wollte oder nicht, bekam nicht mehr mit, was im einzelnen mit ihm geschah.

Es wurde kohlschwarz um ihn herum, und eine ungeheuer rasende Bewegung entstand, daß er meinte, der Atem würde ihm versagen.

Die Schneeluft wechselte ab mit subtropischer Wärme.

Bill Redgrave, der eine Statue der ›schwarzen Hexe‹ entdeckt hatte und von dem Besitzer dieses unheiligen Objektes eingeweiht worden war, verließ Raum und Eigenzeit, in der er lebte, in der er gewirkt hatte. Die Kraft der ›schwarzen Hexe‹ schleuderte ihn auf jene Insel, wohin jeder versetzt wurde, der versagte oder sich den Unmut der fremden Kraft von den Sternen zugezogen hatte.

Sie hatte mit den magieerfüllten, dämonisierten Knochen einen Teil ihres unfaßbaren Lebens und ihrer Kraft zurückgelassen, um Menschen zu verführen und zu gewinnen, um aus einigen von ihnen ›ihre Art‹ zu machen. Inwieweit dies bei Terry, dem Globetrotter, Bill Redgrave und anderen, die die Statue besaßen, gelungen war, entzog sich auch Macabros' Erkenntnis. Es entzog sich auch seiner Erkenntnis, was mit Redgrave geschah.

Der Reporter wurde dreihundert Jahre in die Vergangenheit zurückgeschleudert: Von Alaska nach Neuseeland, das damals noch nicht diesen Namen trug. Aus der weißen, frostklirrenden Einsamkeit in die rotglühende Hitze einer lebensvernichtenden Hölle…

Redgraves Augen weiteten sich in panischem Entsetzen, als er die blubbernde, rote Masse unter sich sah, der er wie ein Stein entgegenstürzte.

Lava!

Ein Vulkankrater!

Da tauchte der Mann auch schon ein und wurde sofort von der vernichtenden Hitze in Flammen aufgelöst, noch ehe ein Schmerzensschrei über seine Lippen kam…

*

Leere…

Außer ihm existierte weit und breit kein Mensch.

Flammender Feuerschein am frostklaren Sternenhimmel. Nach einem explosionsartigen Knall in der Hütte, der auf das Platzen des Benzinkanisters zurückging, entwickelte sich die Feuersbrunst verstärkt.

Macabros versetzte sich noch mal mitten in die Flammen zurück, die ihm nichts anhaben konnten. Er suchte nach der nackten Frauenstatue, die aus den auseinandergefallenen schwarzen Knochen entstanden war. Er fand sie nicht mehr. Sie war ein Raub der Flammen geworden.

Es gab nichts mehr, das ihn hier zurückhielt.

Aber es gab viel, das an anderer Stelle zu erledigen war.

Er mußte mit seinem Freund Rani zusammenkommen. Will Bardon war – was keiner anfangs wissen konnte – eine Schlüsselfigur in der siebten Botschaft Ak Nafuurs. Das hatte nicht mal er geahnt…

Die »schwarze Hexe« hatte seinerzeit – vor Jahrtausenden oder Jahrmillionen –, als ihre Weltraumburg zufällig oder bewußt gesteuert in den Anziehungsbereich der Erde geriet, einen gefährlichen Keim zurückgelassen, den des Todes und des Wahnsinns. Er vermochte noch mehr. Er war ein Teil von ihr, und wenn Ak Nafuur in seiner siebten Botschaft davon sprach, daß Hellmark unter allen Umständen die »schwarze Hexe« finden und entlarven sollte, dann bedeutete dies, daß etwas von ihr noch mitten unter den Menschen lebte.

Die schwarze Statue war nur ein Symbol, wenn auch ein gefährliches…

Vielleicht war Rani schon weiter, vielleicht gab es aber auch neue Nachrichten auf Marlos.

Macabros kehrte in das kleine Hotelzimmer im »Dawson-City« zurück. Hellmark erhob sich, als sein Zweitkörper neben ihm materialisierte.

»Aufstehen, fauler Knochen«, sagte Macabros und streckte Hellmark die rechte Hand entgegen. »Der Urlaub in Alaska ist zu Ende. Es gibt wieder etwas zu tun.«

»Hier bestimme ich noch, merk dir das«, erwiderte Hellmark, während er die Hand seines Doppelkörpers ergriff.

»Und was hast du bestimmt?« wollte Macabros wissen.

»Daß wir nach Marlos zurückkehren und uns dann darum kümmern, was Rani macht.«

»Genau das wollte ich auch gerade tun«, nickte Macabros. »Jetzt möchte ich nur wissen, wer hier bestimmt hat. Du oder ich…«

Hellmark griff mit der anderen Hand nach dem Fellmantel und Carminias Kapuze.

»Die Sachen waren teuer. Wer weiß, vielleicht kann Schoko sie beim nächsten Ausflug wieder mal gebrauchen.«

»Zum Spaziergang am Strand auf Marlos, klar. Die Mode müßtest du einführen…«, bemerkte Macabros noch, dann erfolgte auch schon der »Sprung« auf die unsichtbare Insel.

Kaum materialisiert, verging ihnen die Lust zum Flachsen.

Björn löste seinen Zweitkörper auf und sah, daß Pepe, Jim und Carminia eine Gestalt vom Strand wegtrugen, die sich nicht mehr rührte.

Danielle de Barteaulieé…

*

Er sprach noch eine geraume Weile mit Jonathan. Es ergab sich so. Der Seefahrer aus Plymouth schlief zwischendurch für Minuten ein, wachte dann wieder auf und erzählte zusammenhanglos Ereignisse, die sich an Bord der LUCKY STRIKE abgespielt hatten.

Es waren seltsame Schilderungen…

Da beobachtete er den Kapitän, wie er allein in seiner Kabine saß, über eine Seekarte gebeugt. Er nahm Berechnungen vor und sah, daß Haymo in schwarzen Nebel gehüllt war.

Was stimmte mit der Wahrheit überein, was schilderte er im Delirium des Fiebers?

Er hatte eine Vision und sah in stürmischer Nacht – allein auf Deck – eine riesige Burg, die am aufgewühlten Himmel, in der gischtigen See ihre Bahn zog. Eine bizarre Burg mit trutzigen Mauern, Türmen und Erkern, rätselhaft und fremdartig, als würde hinter dem Gemäuer ein furchtbarer Magier hausen, der Menschen in Ungeheuer verwandelte.

Es waren höllische Nächte, die die LUCKY STRIKE auf ihrem Weg durch die Meere begleiteten. Es ging immer Richtung Osten, der Sonne entgegen. Die Fidschi-Inseln wurden angelaufen, frischer Proviant und Wasserfässer an Bord genommen. Samoa, Tonga… die meisten von Haymos Mannschaft sprachen mehrere Eingeborenen-Dialekte.

Wo wollte Haymo hin, als er mitten in der Nacht wieder in See stach?

»War es Neuseeland?« fragte Mahay wieder, als Jonathan einen klaren Moment erwischte?

»Neuseeland?« dehnte der Engländer das Wort.

Er hatte es nie gehört. Kein Wunder. 1678 war die Inselgruppe noch nicht entdeckt. Der berühmte Käpt'n Cook stieß erst runde neunzig Jahre später darauf und fertigte die erste Karte von Neuseeland an.

Damals, zur Zeit Jonathans, war die Insel ein unbekannter Fleck Erde, auf dem sich ein Geheimnis verbarg, das der berühmt-berüchtigte Piratenkapitän für sich nutzen wollte.

Er besaß eine Statue, die schwarz war wie die Nacht und – wie Jonathan behauptete – aus Knochen bestand. Die Statue ließ sich auseinandernehmen wie ein Puzzle…

»… sie löste sich auf in lauter kleine Knöchel, die man in einer bestimmten Anordnung legen mußte«, berichtete Jonathan, der diesen Vorgang mehrere Male heimlich beobachtet hatte. »Dann kam der Nebel und immer in solchen Situationen ereigneten sich merkwürdige Vorgänge an Bord des Schiffes und außerhalb… Es waren dann Dinge zu sehen, die eigentlich nicht da sein durften…«

Haymos Ehrgeiz war, den Ursprungsort der Statue der »schwarzen Mutter« zu finden. Er hoffte dort, seine schwarzmagischen Erkenntnisse noch vertiefen zu können. Die Eingeborenen auf jener rätselhaften Insel – die Mahay immer mehr mit dem Neuseeland seiner Eigenzeit gleichsetzte – waren in das Geheimnis der »schwarzen Mutter« eingeweiht.

Wenn diese Eingeborenen einen polynesischen Dialekt sprachen, würde er alles erfahren, was er wissen wollte.

Auch Jonathan sprach verschiedene Dialekte. Das brachte Mahay auf einen Gedanken.

Was wußten die Eingeborenen in den Höhlen unten von den seltsamen Kräften, die angeblich von einer knöchernen Statue ausgelöst wurden?

Als Jonathan tief schlief, entschied er, sich noch mal auf den Weg zu machen. Seine Absicht war es, den Medizinmann des Stammes gefangenzunehmen und durch Jonathan ausfragen zu lassen.

Mit dem Kanu paddelte er in die Bucht zurück, ließ seinen schwimmenden Untersatz auf einem Felsvorsprung zurück und lief die letzten Meter im Schatten des Felsens weiter. Als er die Klippe umrundet hatte, vernahm er die Geräusche.

Unruhe entstand, dann Rufen und Tippeln der nackten Fußsohlen auf dem steinigen Untergrund.

Kampfgetümmel!

Mahay schnellte nach vorn und sah das Unglaubliche. Von der anderen Seite der Buch, aus der Richtung, aus der er vorhin zum erstenmal herangeschlichen war, wurden ein Mann und eine Frau geführt.

Er sah abgekämpft aus und trug nur noch Fetzen am Leib. Auch die Frau hatte sich bis zur Erschöpfung ihrer Festnahme zu widersetzen versucht. Sie trug einen knappen Rock, der ihre langen Schenkel kaum verdeckte, die Bluse war zerrissen. Ihr Oberkörper war nackt.

Diese beiden Weißen waren ihrer Kleidung und ihrem Aussehen nach nicht in diesem Jahrhundert, sondern in der Zeit zu Hause, aus der auch er kam. Auch sie gestrandet in einer anderen Zeitebene, hineingeworfen durch die Kraft der »schwarzen Hexe«?

Die Neuankömmlinge waren von Eingeborenen umringt.

Rani Mahay beobachtete die Szene genau und mußte wissen, wohin man die Fremden schleppte, um sich gemeinsam mit ihnen durchzuschlagen.

Er konnte die Frau und den Mann nicht ohne Unterstützung lassen.

Da wankte der Boden unter ihm. Durch die' plötzlich unter seinen Füßen entstehende Erdwelle wurde er nach vorn geworfen.

Er taumelte gegen die Klippe.

Dann war ein dumpfes Grollen zu hören. Die Erde bebte, mehrere

Eingeborene fielen zu Boden, andere standen wie erstarrt.

Sie ließen die beiden Gefangenen los.

Ein ohrenbetäubender Donnerschlag ließ die Luft erzittern, dann schien die Hölle ihre Pforten zu öffnen.

Ein vielstimmiger Aufschrei erstickte im Krachen, das der ausbrechende Vulkan verursachte. Eine Feuersäule stieg kerzengerade in den nächtlichen Himmel.

Dann riß der Felsen in der Bucht, und oberhalb der Höhle, in der sich der Tempel mit der Knochensammlung befand, sickerte glutflüssige Lava.

In der Bucht ging es drunter und drüber. Der Vulkan rumorte schon seit langem. Aber daß der Ausbruch zu diesem Zeitpunkt erfolgen würde, damit hatte niemand gerechnet. Der Berg erzitterte, das Grollen lag unheilverkündend in der Luft, ein flackernder Feuerschein machte die Nacht zum Tag.

Magma floß in die Bucht, glühende Lavaströme wälzten sich den Berg hinunter und erreichten zischend das offene Meer.

Die Welt änderte sich von einer Sekunde zur anderen.

Es war ein schaurig schönes Schauspiel, das sie alle in Bann zog.

Rani fuhr mit leisem, gurgelndem Aufschrei herum.

»Hierher!« Er brüllte, so laut er konnte, und warf die Arme in die Höhe.

Die beiden Weißen sahen ihn. Der Mann und die Frau erfaßten die Situation und ergriffen die Chance, die sich ihnen bot. Die Eingeborenen flohen nach allen Seiten davon. Die meisten liefen ins Meer, verfolgt von der Lava, die aus Ritzen und Spalten des Felsens quoll, in der sie ihre Heimstatt gehabt hatten.

Todesschreie…

Die beiden Menschen, die Mahay entdeckt hatten, rannten um ihr Leben.

Sie waren im Moment der Gefahr durch die Eingeborenen entkommen, aber da war eine andere: Der Tod durch den Vulkan!

Es regnete heiße Asche vom Himmel.

»Da vorn steht ein Kanu!« rief Mahay mit Stentorstimme. »Vielleicht erreichen wir es noch...« Mit langen Sätzen jagte er davon.

In der Schnelligkeit lag ihre Chance. Rani forderte seine Kräfte bis zum äußersten.

Es ging um Leben und Tod, und die Sorge um den zurückgelassenen Fieberkranken erfüllte ihn. Als seine Blicke in die Richtung gingen, aus der er gekommen und wo er Jonathan zurückgelassen hatte, wurde es ihm bang ums Herz.

Der ganze Hügel war ein einziges Flammenmeer!

Bäume loderten wie Fackeln, schwer wälzte sich Lava zur offenen See herab.

Der Inder erreichte das versteckte Kanu und stieß es ins Wasser. Die beiden Fremden ließen sich erschöpft in das Bootsinnere fallen.

Ringsum im Wasser stiegen Fontänen hoch und zischte es. Auch der ufernahe Meeresboden schien zu reißen und glühende Lava ins Wasser zu pumpen.

Rani paddelte wie von Sinnen, der Fremde tauchte seine Hände ins Wasser und paddelte damit.

Schon nach wenigen hundert Metern war klar, daß er nicht mehr zu dem fiebernden Seemann zurückkehren konnte.

Auf einer Klippe, die von fauchenden und zischenden Fontänen umgeben war, entdeckten sie die zusammengekauerte Gestalt eines Mannes.

»Jonathan!« entfuhr es Mahay, und er erbleichte.

Dem Mann aus Plymouth konnte niemand mehr helfen. Er war von einer grauweißen Ascheschicht bedeckt und zur Salzsäule erstarrt.

Unweit der Fliehenden tauchte ein Eingeborenen-Boot auf, das wenig später in Flammen aufging, als heiße Vulkanasche vom Himmel regnete.

Das Kanu mit Mahay und den beiden anderen Geretteten entging der gleichen Katastrophe wenig später nur um Haaresbreite.

Die beiden Männer stießen das Boot weit ins Meer hinaus.

Als der Kampf gegen die Naturgewalten gewonnen war und sie einigermaßen sicher sein konnten, dem Tod entronnen zu sein, teilten sie sich mit.

Mahay erfuhr merkwürdige Geschichten, die sich um eine dämonisierte Götzenstatue, um einen Tiki rankten, die der Seemann Fietje Bensen in Neuseeland von einem Eingeborenen erhalten hatte. Er hatte sich darüber lächerlich gemacht, und der Fluch hatte ihn ereilt. Lilo, die Liebesdienerin, war kurze Zeit darauf mit der gleichen Statue in Berührung gekommen. Die dämonische Kraft der »schwarzen Hexe« war auch auf sie wirksam geworden. Sie war – wie Fietje Benson und Rani Mahay – in die Vergangenheit geschleudert worden.

Rund dreihundert Jahre zurück – auf Neuseeland. Rani zweifelte kaum mehr daran, daß es sich um Neuseeland handelte. Bensen hatte die Götzenstatue auf Neuseeland erhalten, Will Bardon war jahrelang auf der Insel gewesen, und auf dem Weg zu Bardon war dem Inder das Unheil begegnet. Kräfte, die über Jahrhunderte hinweg unverändert geblieben waren – hatte Bardon sie sich zunutze gemacht, als er merkte, daß jemand sich außergewöhnlich intensiv für ihn interessierte?

Bensons schwarze Statue existierte nicht mehr. In der Auseinandersetzung mit den Eingeborenen hatte Lilo sie verloren.

Sie entgingen dem Vulkan, und blieben trotzdem Gefangene ihres Schicksals.

»Egal, wie weit wir mit dem Kanu auch kommen – in unsere Eigenzeit werden wir nie damit gelangen…«

*

Hellmark spurtete los und schloß zu den Freunden auf. Sein fragender Blick traf Carminia.

Sie zuckte die Achseln. »Wir wissen nicht, was mit ihr ist, Björn«, sagte sie ernst. »Sie kam hier an und verlor das Bewußtsein…«

Sie betteten Danielle auf das Lager in ihrer Hütte.

Carminia flößte ihr ein scharfes, alkoholhaltiges Kräutermittel ein.

Danielle schluckte. Ihre Lider zitterten, ihre Lippen bewegten sich. Der Schock, der sich ihrer durch welche Kräfte auch immer, bemächtigt hatte, bildete sich zurück.

Sie berichtete mit stockender Stimme, was sie beobachtet und erlebt hatte. Über Rani Mahays Schicksal wußte sie nichts.

Während sie sprach, kehrten ihre alten Kräfte zurück. Sie regenerierte ziemlich schnell. Für Hellmark war klar, daß Danielle einen übermächtigen magischen Angriff erlebt hatte. Hier auf Marlos, in der gereinigten Atmosphäre, in die die Mächte der Finsternis keinen Zutritt hatten, streifte sie die Belastung rasch wieder ab.

Kaum daß Danielle in allen Einzelheiten berichtet hatte, entwickelte Hellmark seinen Plan.

»Das ist vielleicht unsere Chance, Danielle, unsere Chance, Will Bardons wirkliche Einstellung kennenzulernen. Wie steht er zu den Kräften, die er kennt. Beherrschen sie ihn – oder beherrscht er sie? Bist du in der Lage, noch mal mitzukommen, oder strengt es dich sehr an?«

»Ich bin wieder völlig in Ordnung. Was kann ich tun?«

Er legte seine Hand auf ihre Schulter, als sich die junge Französin erhob. »Noch mal an die gleiche Stelle zurückkehren, woher du gekommen bist. Einfach, um nachzusehen, ob wirklich alles so war – oder ob du einer Halluzination zum Opfer fielst… Sollte sich wiederholen, was dich einzufangen versuchte, werden wir in deiner Nähe sein, und dies wird uns Aufklärung über die Bardons, ihr Wissen und ihren Besitz geben…«

»Voilà… dann stürzen wir uns hinein ins Abenteuer«, erwiderte Danielle de Barteaulieé. »Ich bin selbst daran interessiert zu erfahren, was da los war – und vor allem, wo Rani geblieben ist…«

*

Danielle versetzte sich auf den Balkon von Zimmer zwölf.

Carminia Brado materialisierte auf dem Nachbar-Balkon, um von

dort aus eventuelle Ereignisse sofort mitzubekommen.

Björn Hellmark mit Macabros materialisierte vor der Tür des fraglichen Zimmers.

Danielle spürte sofort die beklemmende Atmosphäre, die sie umfing, als sie die beschädigte Balkontür zu dem Raum Nr. 12 aufstieß.

Noch immer brannte nur das Wandlicht neben dem Bett. Im Zimmer sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Danielle de Barteaulieé verschlug es den Atem, als sie den zerrissenen Vorhang beiseite drückte, um den Raum zu betreten.

Auf dem Boden lag eine Frau, das Haar zerzaust, die Kleidung aufgerissen.

Die schöne Mrs. Bardon!

Danielle ging sofort neben ihr in die Hocke.

Barbara Bardon atmete noch. Ihr Gesicht war zerkratzt, wie von den Krallen einer Katze.

Das Unheil, das durch die beiden schwarzen Skelette mit Hilfe des aus Knochen bestehenden Mondgesichts heraufbeschworen worden war, hatte auch die Bardons in Mitleidenschaft gezogen. Doch von dem Mann, von Will Bardon, gab es wie von Rani Mahay keine Spur…

Barbara Bardon atmete flach.

Danielle flößte ihr Whisky ein, der auf dem Tisch stand. Auf dem gleichen Tisch stand ein geöffneter Koffer, in dem eine handgroße, schwarze Götzenstatue lag.

Das war das gleiche Gebilde, von dem Björn Hellmark aus Alaska berichtet hatte!

Es gab also Zusammenhänge…

Barbara Bardon stöhnte leise, schluckte aber tapfer. Der Whisky kurbelte ihre Lebensgeister an.

Sie schlug die Augen auf.

»Wer sind Sie?« fragte sie verwirrt.

Danielle nannte ihren Namen.

»Und wie kommen Sie hier herein?«

Mrs. Bardons Augenschlitze wurden enger.

»Ich werde es Ihnen später erklären«, lächelte Danielle. »Es ist ein wenig kompliziert. Aber Sie müssen fort von hier. Ihnen droht Gefahr. Was ist passiert? Weshalb ist das Zimmer verwüstet?«

Da stahl sich ein eigenartiges Lächeln auf die Lippen der schönen Barbara Bardon. »Das, meine Liebe, wissen Sie doch genauso gut wie ich… Sie selbst wurden vorhin hineingezogen in den Strudel der Ereignisse. Sie haben gelauscht – und mußten die Konsequenzen dafür tragen. Leider sind Sie mit entkommen.«

»Wie reden Sie mit mir? Ich…« Danielle wich einen Schritt zurück.

Weiter kam sie nicht. Etwas bannte sie auf die Stelle. Da war

wieder der schwarze Nebel. Vom Tisch her wehte er sie an. Unter unsäglicher Mühe gelang es ihr, den Kopf zu wenden. Da sah sie, daß die Götzenstatue wie unter unsichtbaren Händen in kleine Puzzleteile aufgeteilt war, daß ein rundes Mondgesicht, links und rechts mit flügelartigen Auswüchsen versehen, sich daraus gebildet hatte.

Die magische Kraft setzte wieder ein und betäubte die junge Hexe Danielle um so stärker.

»Wo ist… Mister… Bardon…? Wo… Rani Mahay?« fragte die Französin mit schwerer Stimme. Es war nur ein Flüstern, mehr brachte sie nicht zustande. Es war erschreckend, in welchem [1] Tempo ihre Kräfte nachließen.

Barbara Bardon lachte leise und kam auf sie zu. Sie ließ die Maske fallen. »Ich habe gewußt, daß Sie noch mal wiederkommen würden. Dazu war Ihre Neugier zu groß. Zum erstenmal habe ich nicht schnell genug reagiert. Da konntest du deine Hexenkräfte noch als Widerstand einsetzen…«, wurde sie in ihrem Triumph plötzlich vertraulicher. »Diesmal vereitle ich deinen Widerstand schon frühzeitig. Wo Will Bardon ist? Nun schau her…«

Ihre Worte waren noch nicht verklungen, da formte sich aus dem dunklen Nebel, der aus dem Koffer stieg, eine Gestalt.

Will Bardon!

Wie er leibte und lebte, kam er auf die Französin zu.

»Ob er oder ich – da gibt es keinen Unterschied«, fuhr Barbara Bardon fort. »Wir sind einunddieselbe Person…«

Daß es stimmte, sah Danielle de Barteaulieé in dieser Sekunde.

Die beiden Gestalten verschmolzen, einmal war Will Bardon zu sehen, dann wieder Barbara Bardon. Sie gehörte zusammen – und konnten doch getrennt voneinander auftreten!

»Ich bin die – schwarze Hexe«, sagte Barbara-Will-Bardon…

*

»… ich will meinen Einflußbereich vergrößern. Angefangen hat es auf den Inselwelten. Das ist lange Zeit her«, fuhr sie fort. »Von dort bin ich zurückgekommen, sind wir zurückgekommen, denn als Paar konnten wir die Menschen besser täuschen. Es gab nie ein Ehepaar Bardon. Es ist unsere Erfindung!«

Und dann zeigte Barbara Will-Bardon ihren wahren Leib…

Ein schwarzes Skelett stand vor Danielle de Barteaulieé. Ein zweites löste sich wie ein Schatten von ihr. In einem magischen Ritual, dessen Zeuge sie vorhin geworden war, hatten diese beiden Skelette – jener Teil der »schwarzen Hexe«, der auf der Erde zurückgeblieben war – das Knochen-Mondgesicht umtanzt.

Barbara Bardon zeigte sich wieder in ihrem ganzen Charme, ihrer

ganzen Schönheit. Doch ihre Augen war kalt, ebenso ihre Stimme. »Du weißt nun schon eine ganze Menge. Aber du wirst keine Gelegenheit finden, mit irgendjemand darüber zu sprechen. Du hast vorhin nach dem Inder gefragt… als ich erfuhr, daß er uns sprechen wollte und sogar einen falschen Namen nannte – da habe ich ihn verbannt. Er lebt, und du wirst ihn wiedersehen. Allerdings in einer Zeit, da ihr mir nichts anhaben, nicht meine Pläne stören könnt. Die Saat, die so lange darauf wartet aufzugehen, soll sich weiter ausbreiten. Neuseeland war ein bevorzugter Ort. Dort wuchs der Keim. In den Mythen und Legenden gibt es scheinbar nur noch verschwommene Überreste. Einige aber wissen noch die volle Wahrheit, und sie leben noch heute… Im Jahre 1678 gab es besonders viele Eingeborene auf Neuseeland, die mein Erbe verwalteten. Dorthin habe ich den Inder geschickt, und du wirst ihm folgen. Was aus euch wird, liegt in eurer Hand. Niemand wird euch in eurer Entwicklung stören…«

Barbara Bardon lachte teuflisch.

Danielle konnte sich nicht mehr bemerkbar machen. Sie war wie gelähmt.

Björn, schrie es in ihr, komm!

Wenn er in der Nähe war, vor der Tür lauschte, dann mußte er doch jetzt wissen, wie es um sie bestellt war…

Barbara Bardon näherte sich dem Koffer.

Ihre Hand glitt langsam über das aus Knochen zusammengesetzte Mondgesicht.

Da waren Danielle und die »schwarze Hexe« nicht mehr allein im Raum.

Groß und blond war der Mann, der genau vor »Barbara Bardon« auftauchte. Er trug ein Schwert, dessen kostbar funkelnden Griff seine feste Hand umspannte.

Macabros war da!

Aber nicht nur er.

Hellmark hatte sich mitsamt seinem Zweitkörper in das Zimmer Nr. 12 versetzt. Hellmark und Macabros standen so dicht beisammen, daß Danielle de Barteaulieé den zweiten Körper nicht wahrnehmen konnte.

Hellmark wußte, er mußte konsequent handeln. Welche Tricks die »schwarze Hexe« unter Umständen noch auf Lager hatte, war ihm unbekannt. Er hatte jedoch genug gehört, um zu reagieren und eine Ahnung von ihren Fähigkeiten zu haben. Sie konnte mehrfach auftreten, zumindest zweimal. Da war es wichtig, auch gleich zwei Gegner zu haben.

Hellmark mit dem Schwert des »Toten Gottes« – Macabros, der die gleiche Waffe in Händen hielt.

Keiner zögerte auch nur eine Sekunde, um der »schwarzen Hexe«

keine Chance zur Flucht oder zum Einsatz ihrer magischen Fähigkeiten zu geben.

Da Barbara Bardon direkt vor Macabros stand, handelte der zuerst.

Sein Schwert zuckte nach vorn.

Die Klinge durchbohrte den Leib der unheilvollen Gestalt.

Die Tatsache, daß ein Mensch vor ihm stand, gegen den er das Schwert einsetzte, berührte ihn eigenartig.

Doch das Schwert konnte keinen Unschuldigen richten, keinen Menschen aus Fleisch und Blut töten, nur verletzen oder kampfunfähig machen. Ein Dämon allerdings erlosch wie eine Flamme, die man anpustete.

Das Schwert bewies seine Fähigkeit zu »fühlen«.

Barbara Bardon, deren Äußeres über ihr, wahres Wesen hinwegtäuschte, schrie auf. Sie taumelte zurück.

Ihr Körper wurde von schwarzen Nebelschleiern umhüllt, die sich in rasendem Tempo über sie hermachten wie amorphe Geschöpfe, die ein Opfer gefunden hatten.

Ihr Körper verging. Zurück blieb sekundenlang erkennbar ein schwarzes Skelett, das noch von eigenständigem Leben und »Denken« erfüllt war. Einen Moment sah es so aus, als wolle das magische Skelett sich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen…

Wie schemenhafte Vervielfältigungen zeigten sich die anderen Skelette.

Dann erloschen die Bilder.

Und während das Originalskelett der »schwarzen Hexe« auf dem Boden verging, berührte Björn Hellmark mit seinem Schwert die schwarze Statue im Koffer, die eine, weibliche Gottheit darstellte.

Die Statue aus Gebein zerfiel zu mehlfeinem Knochenstaub…

*

Die Gefahr durch die »Schwarze Hexe« war gebannt.

»Bleibt nur noch, Rani zu finden…« Hier war Björn Hellmark zuversichtlich. In ihrem unüberbietbaren Siegesgefühl hatte sie leichtfertig Danielle gegenüber einige Angaben gemacht, die ausreichten, von Marlos aus eine entsprechende Aktion zu starten.

Nach dem Tod der »schwarzen Hexe« fiel der Bann von Danielle, und sie kehrte mit Björn und Carminia auf die unsichtbare Insel zurück.

Arson und sein Zeitschiff standen dann im Mittelpunkt der folgenden Ereignisse.

An Bord kamen alle, die sich derzeit auf Marlos aufhielten.

Das waren Carminia, Danielle, Pepe, Jim, Björn Hellmark und natürlich Arson, der Mann mit der Silberhaut, der das Schiff steuerte.

Er führte die Kugel präzise ins Jahr 1678 zurück und ging davon aus, daß die gleiche Jahreszeit, der gleiche Tag gewesen war, als »Barbara Bardon« ihren Raum-Zeit-Fluch anwandte.

Das Zeitschiff wurde gleichzeitig in Raum und Zeit bewegt. Als es materialisierte, lag eine neue Landschaft unter ihnen. Auf den Sichtschirmen konnten sie trotz der außen herrschenden Dunkelheit die Lage der langgestreckten Insel erkennen.

Roter Feuerschein lag in der Luft. Die ins Meer fließende Lava bildete kleine Inseln.

Die Suche nach Rani Mahay in dieser von einer Naturkatastrophe in Mitleidenschaft gezogene Landschaft währte zwölf Stunden.

Hellmark setzte nicht nur das Zeitschiff ein, sondern bediente sich bei der Suche auch seines Doppelkörpers. Er materialisierte an vielen Punkten und suchte auch den nahen Meeresraum ab, als sie die zerstörten Kanus und unzählige tote Eingeborene fanden.

Macabros entdeckte das einsame, auf dem Meer treibende Boot: Drei Menschen an Bord. Alle total erschöpft.

Mahay bekam mit, als man ihn barg. Fietje Bensen und Lilo schien alles wie ein Traum. Im Halbschlaf gaben sie an, woher sie kamen, wohin sie gehörten…

Arson, der Silberne, kehrte dreihundert Jahre in die Zukunft zurück.

Macabros brachte Fietje Bensen und Lilo nach Hamburg.

So rätselhaft ihr Verschwinden gewesen war, so rätselhaft wurde ihr Wiederauftauchen.

Keine Leichen – kein Mord.

Der Pakistani Sumo wurde noch in der gleichen Stunde, als Lilo sich im Polizeirevier meldete, freigelassen.

Der große Blutfleck im Bett war auf einen der magischen Tricks der »schwarzen Hexe« zurückzuführen, die damit die Schuld an einem Mord dem Pakistani zuschieben wollte.

Obwohl sich alles aufklärte, blieben die Vorgänge für die daran Beteiligten ein Rätsel…

Zwei Tage später, während eines Teleportations-Abstechers in eine belebte Großstadt, bekam Rani Mahay die neueste Tageszeitung in die Hand.

An unbedeutender Stelle stand eine kleine Meldung, die ihn eigentümlich berührte.

Der Berichterstatter schrieb über eine französische Forschergruppe, die in Neuseeland tätig war und den Spuren der bisher auf der Insel tätigen Vulkane nachging.

Frühere Vulkanausbrüche wurden untersucht. Dabei war man in einer bizarr geformten Klippe in der Bay of Plenty, nahe dem Ort Tauranga, gewesen und hatte eine zusammengekauerte Gestalt

gefunden, die über und über mit Sulfat bedeckt und bei einem der letzten großen Vulkanausbrüche vor vermutlich zweihundertfünfzig bis dreihundert Jahren ums Leben gekommen war.

Mahay faltete die Zeitung zusammen.

Die zur Salzsäule erstarrte Leiche war der 1678 umgekommene Seemann Jonathan aus Plymouth… Das war vor dreihundert Jahren gewesen, insofern hatte der französische Forscher gar nicht so unrecht. Für Rani Mahay aber lag das Ereignis ganze 48 Stunden zurück…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennen: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.